

Akteure zu verstehen legt eine doppelte Spur: einerseits wird die Materialität von Körpern als aktive, Bedeutung generierende Potentialität in Anschlag gebracht, d.h. sie treten als soziale Akteure auf; andererseits sind diese Körper von sozio-kulturellen Diskursen durchzogen und fortlaufend Subjektivierungsprozessen ausgesetzt. In diesem Prozessen bilden sie jedoch nicht nur einen Ort, an dem sich MachtWissen materialisiert, sie werden zugleich *erlebt*. Daher ist ein weiterer gewichtiger Strang dieser Arbeit diese Dualität von Körper-Sein und Körper-Erleben als Leib-Körper-Differenz analytisch fruchtbar zu machen (vgl. Jäger 2004; Lindemann 2017; Bedorf 2015). Körper sind in diesem Sinn einerseits materiell (stets im Werden), andererseits werden Körper als gelebte Körper leiblich erlebt. Der Leib bildet damit einen Ort der Vermittlung, der als eine Art Gedächtnis fungiert: Leiblichkeit ist sozial konstituiert wie auch konstitutiv für Selbstverhältnisse. Dieses Verhältnis von Körper und Leib wird in der Erforschung der Improvisationspraxis analytisch relevant, wie es im Folgenden entlang des Materials ausdifferenziert wird.

Nach dieser Darstellung sozialtheoretischer Annahmen und Positionierungen im Sinne einer Verortung, gilt es das method(olog)ische Vorgehen dieses Forschungsprozesses näher zu beschreiben.

Zuvor wurden biographietheoretische Zugänge in ihrem primären Umgang mit narrativen Daten dargestellt, wohingegen die Fragen nach dem ›doing biography‹ auch die Frage aufwirft, *wie* sich Biographisieren konkret vollzieht – insbesondere als soziale, leib-körperliche Praxis. Einen ersten Zugang bietet die Arbeit von Dausien und Kelle (2005), die ethnographische und biographische Forschung aus methodologischer Perspektive ins Verhältnis setzen. Dies findet eine Erweiterung durch praxeologische Zugänge, die die Möglichkeit eröffnen, Sozialität in ihrer praktischen Genese durch vielfältige Akteure und als performative Vollzugswirklichkeiten zu erforschen. Dies wird im folgenden Kapitel näher ausgeführt.

2.3 KREISEN I

»[A]ny consideration of research methodology is both a theoretisation on knowledge and a theory of knowledge production«

(Wickramasinghe 2010: 3)

»Jede methodologische Entscheidung – im Sinne theoretischer Begründung methodischer Schritte – ist zudem in einem Aushandlungsfeld zu treffen zwischen der Objektwelt des wissenschaftlichen Gegenstands und der Position der forschenden Subjekte, von der aus Ziele, Zwecke und Mittel der wissenschaftlichen Praxis bestimmt werden.«

(Sturm 2007: 45)

Im Rahmen dieser Arbeit wird Improvisierens als soziale Praxis vor dem Hintergrund des ›doing biography‹ erforscht. In dieser Perspektive wird Improvisation als diskursiv-materielle Vollzugswirklichkeit – oder, mit dem begrifflichen Instrumentarium Barads, als intra-aktives Phänomen – untersucht. In diesem Sinne wird auch die Erlebensdi-

mension der erforschten Teilnehmer*innen* adressiert: Nicht, um eine ›Wahrheit‹ zu zeigen, sondern um die leib-körperliche Dimension des ›doing biography‹ aufzufächern, welche sich als spezifisches Selbstverhältnis und im (trans-)situativen Vollzug innerhalb von MachtWissen-Konstellationen zeigt. Dadurch werden die ›doings and sayings‹ (Schatzki 2001) der erforschten Praxis vor der Folie des ›doing biography‹ nicht nur in ihren situativen Prozessen im Sinne von Strategien und Subjektivitäten in einem Gewebe von normativen und subjektivierenden Wissensordnungen sichtbar. Vielmehr werden sie auch als »Eroberung des persönlichen, politischen und theoretischen Subjekt-Status« (Maurer 2001: 117) reflektiert und ausgedeutet.

KREISEN steht für das zirkulierende Moment dieses Forschungsprozesses, durch welches sich der Gegenstand prozesshaft herausgebildet hat. Methodologisch findet dies seinen Ausdruck durch die Verschränkung von Grounded Theory Methodologie, Ethnographie und Praxistheorien. Diese Überlegungen finden ihre Fortführung im folgenden Kapitel SPÜREN, in dem der entwickelte Zugang leibtheoretisch fundiert und abschließend in drei forschungspraktische Erkenntnisse und Prinzipien ausdifferenziert wird. Dies wird durch eine Reflexion der eigenen Involviertheit gebündelt und bildet den Übergang zum Ergebnisteil. Methodologien stellen in diesem Sinne die Konzeption und Reflexion des methodischen Vorgehens dar, um Wissensproduktion in ihrer Situiertheit offenzulegen wie auch methodische Entscheidungen zu begründen. Das Verhältnis von Gegenstand und Erkenntnis entsteht dabei in der methodologisch-methodischen Anlage eines Forschungsprozesses, in die auch die Interessen, Absichten und Fragen als sensibilisierende und leitende Orientierungen Einfluss nehmen (vgl. Wickramasinghe 2010). Im Zusammenhang feministischer Forschung²⁸ – in die sich auch dieses Forschungsprojekt einordnen möchte – ist das Selbstverständnis, dass die erforschten Gegenstände »nur ›durch die Brille‹ der wissenschaftlich Handelnden« (Sturm 2007: 45) sichtbar werden können.

Im Anschluss an die epistemologische Verortung, sollen Anlage und Schritte des Forschungsprozesses nachvollziehbar entwickelt werden, weil sie auch einen politischen und ethischen Entscheidungsraum darstellen – der Erkenntnisprozess wird dadurch sowohl für eine Forschungsgemeinschaft als auch für die Forschende selbst gerahmt, um methodologisch-methodische Entscheidungen als Wissensgeneratoren in einen Begründungszusammenhang zu stellen und zu reflektieren.²⁹

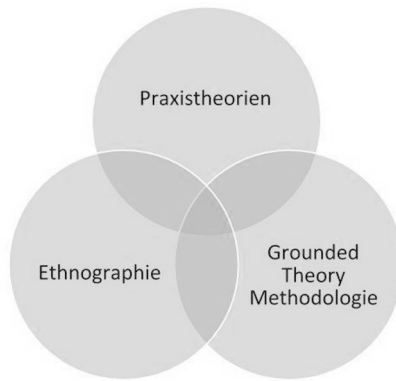
28 Es wird teils zwischen Frauen-, Geschlechter- und feministischer Forschung unterschieden; hier wird feministische Forschung als »kritisch insbesondere gegenüber universalisierenden und einseitig(en) (...) Sichtweisen sowie gegenüber wissenschaftlichen Positionen, die durch einen Mangel an Selbstreflexivität gekennzeichnet sind« verstanden und stellt sich in eine (heterogene) Tradition *feministischer Forscher*innen* (Sturm 2007: 41); im Original spricht Sturm von »einseitig männlichen Sichtweisen«, was ich hier als hegemonial umdeuten würde – im Bewusstsein, dass es noch immer keine Gleichstellung der verschiedenen Geschlechter gibt, wohl aber eine zunehmend-dynamische (politisch wirksame) Diskussion in der Auseinandersetzung mit einer Vielfalt von Geschlechtern. Zudem betrachten intersektionale Perspektiven neben Geschlecht auch andere Differenzkategorien für die Analyse der Konstitution und Transformation gesellschaftlicher Ordnungen in ihrer Interdependenz (vgl. bspw. Walgenbach 2014; Winker/Degele 2009).

29 Dies auch, um einer »verborgene[n] Syntax« (Sturm 2007:39) vorzubeugen, da Methoden auch »Herrschaftswissen« (ebd.) darstellen. Sturm hat eine Systematik entwickelt, die für das forschende Tun zwischen Semantik – im Sinne eines »Entdeckungszusammenhangs« –, Syntax – verstan-

2.3.1 Methodologisch-methodische Rahmungen

Im Folgenden wird der Forschungsprozess dargestellt und beschrieben, wie erkenntnistheoretische und methodologische Verortungen erkenntnisgenerierende methodische Prozesse und Entscheidungen gestaltet haben. Grundsätzlich können drei Herangehensweisen als Eckpunkte herausgestellt werden: erstens die Ethnographie als Forschungshaltung und -strategie mit forschungspraktischen Orientierungen, zweitens die Grounded Theory als Forschungsstil mit ihren methodischen Schritten der komparativen und iterativ-zyklischen Theorieentwicklung sowie drittens die Einbettung in die Praxistheorien, die eine spezifische sozialontologische und forschungsprogrammatische Perspektive offerieren.

Abb. 1: Methodologische Verschränkungen



Quelle: Eigene Darstellung

In der Abbildung werden drei Herangehensweisen verschränkt, die im Weiteren systematisch als Forschungszugang ausgearbeitet werden, der den Prozess angeleitet und orientiert hat. Jede Herangehensweise steht zudem für spezifische Aspekte, die sich in der Analyse der sehr unterschiedlichen Forschungsdaten als Orientierungshilfen herausgebildet haben: So markiert die Grounded Theory den Aspekt der *Prozessualität*, dem das Projekt in seiner zirkulär-iterativen Logik folgte, während die ethnographische *Forschungshaltung* mit forschungspraktischen Erinnerungen und methodischen Reflexionsangeboten den Prozess immer wieder durch ein ›Befremden‹ mobilisierte und den theoretisierenden Schreibprozess prägte. Die Praxistheorien hingegen eröffneten den Blick für eine spezifische Perspektive auf *Sozialität*. Diese ineinandergreifenden Aspekte weiteten sozial-ontologische Annahmen über teilnehmende Akteure der beobachteten Situationen, wie dadurch auch eine Vermittlung der analytischen ›Brennweiten‹ möglich wurde: zwischen der mikrosoziologischen Analyse verschiedener Praxisakteure in

den als »Begründungszusammenhang« – und Pragmatik – in der »Formulierung der Begründung und Absicherung des Verwertungszusammenhangs« – unterscheidet (vgl. Sturm 2007: 47).

sozialen Praktiken sowie der Kontextualisierung dieser in diskursiv-normativen und historisch-kulturellen Rahmungen.

Erst durch die Verschränkung dieser Herangehensweisen konnte die Improvisationspraxis als Phänomen des ›doing biography‹ erforscht und analytisch aufgeschlüsselt werden. Im Folgenden werden die drei Herangehensweisen einer historischen Einordnung folgend dargestellt. Einerseits um aufzuzeigen, wie sie den Forschungsprozess je informiert haben, andererseits wie gerade ihre Verschränkung die Entwicklung des erforschten Phänomens im Sinne eines Kreislaufs mobilisiert hat.

Historisch betrachtet markiert die Ethnographie die forschende Auseinandersetzung mit ›fremden Lebenswelten‹. Aus der Tradition der Ethnologie entwickelte sich im Laufe des 20. Jahrhunderts ein Interesse daran, nicht nur ›fremde Kulturen‹ zu beforschen, sondern auch Alltagspraxis und (Sub-)Kulturen ›vor der eigenen Tür‹ zu betrachten (vgl. Amann/Hirschauer 1997). Mit dieser Hinwendung zu Alltagskulturen und ihrer Analyse entwickelten sich auch methodologische und methodische Grundlagen der qualitativen Sozialforschung. Einen markanten Einschnitt stellt die »Entdeckung der Grounded Theory« (1967) von Barney Glaser und Anselm Strauss dar, die mit ihrem qualitativen Forschungsprogramm an pragmatistische Annahmen und den symbolischen Interaktionismus anknüpfen, um eine gegenstandsfundierte Theorieentwicklung anzuleiten. Die Praxistheorien beziehen sich auf ein weites Spektrum von Theorielinien, denen gemein ist, dass sie das Subjekt nicht als Ausgangspunkt von Sozialität betrachten, sondern es vielmehr dezentralisieren zugunsten einer Orientierung an Vollzugswirklichkeiten sozialer Praktiken, die als »kleinste Einheit des Sozialen« (Reckwitz 2003: 290) konzipiert werden. Die Wenden des 20. Jahrhunderts, die in unterschiedlicher Reichweite und mit unterschiedlichen Setzungen epistemologische Verunsicherungen auslösten, finden sich damit methodologisch wieder³⁰: Überblicksartig sind die Diskursivierung des Sozialen (Foucault), die Verschränkung von Individuum und sozialen Ordnungen in der Theorie sozialer Praktiken und dem Habituskonzept (Bourdieu 1979; 1993) und die Performativität sozialer Ordnungen und ontologischer Setzungen (Butler 1990; 1993) zu nennen, die alle eine kritische Reflexionen des Sozialen im Horizont seiner historisch-kulturellen Spezifik und Kontingenz anleiten.

2.3.2 Ethnographie als Haltung und Forschungsstil

Ethnographische Forschung widmet sich der empirischen Erforschung sozialer Lebenswelten, sozialer Praktiken und institutioneller Verfahren (vgl. Breidenstein et al. 2015). Historisch ist der Begriff durch Bronislaw Malinowski geprägt, der damit die »Art der ethnologischen Feldforschung durch eigene systematische teilnehmende Beobachtung« (Knoblauch 2014: 521) bezeichnete. Forschungspraktisch ist die teilnehmende Beobachtung Zugang und Methode zu dem beforschten Feld, durch welche Forschende in die alltäglichen Routinen des beforschten sozialen Settings eintauchen. In diesem Prozess

30 Vgl. Bachman-Medick versammelt in ihrem Band verschiedene »cultural turns« (2006), die das letzte Jahrhundert geprägt haben und bezieht sie in ihren Fragestellungen, Beziehungen untereinander wie auch ihren (erkenntnistheoretischen) Erträgen aufeinander.

werden schriftliche Aufzeichnungen der eigenen Beobachtungen, Erfahrungen und anderer Informationen produziert (vgl. Emerson et al. 1995; Hirschauer 2001; Breidenstein et al. 2015). Mit dieser Auseinandersetzung – die Hirschauer auch als »zeitliche Streckung der Datengenerierung« (2001: 431) bezeichnet – ist die Hoffnung verbunden, zu verstehen, wie in den beobachteten Settings in der Alltagspraxis Ordnungen, Sinn und Bedeutungen gebildet, aufrechterhalten oder verhandelt werden. Das Teil-Sein und die Erfahrungen, die in diesem Prozess gemacht werden, bilden die Datengrundlage. Diese wird im Verlauf des Prozesses gesammelt, geordnet und analysiert, um Einblicke in die spezifischen »Welterzeugungen« zu gewinnen; dabei ist der Prozess grundlegend durch ein methodisches »Befremden« geprägt, was sich in der programmatischen Frage »what the hell is going on here?« (Geertz 1983 zit.n. Amann/Hirschauer 1997: 20) spiegelt. Einerseits bildet sich darin die Involviertheit der Forschenden ab, die »hier und jetzt« präsent sind, andererseits auch deren (Frage-)Haltung, durch die sie ihre Erfahrungen und Aufzeichnungen immer wieder durch Distanzierungsstrategien ordnen – dies in einem methodologisch und methodisch informierten, dennoch durch das spezifische Feld wie auch die Forschende einzigartig geprägten Prozess. Um den Spezifika des erforschten Feldes begegnen zu können, entsteht eine Vielfalt qualitativer (und auch quantitativer) Methoden im Verlauf eines Forschungsprozesses, denn: »Das Vorgehen selbst ist elementar vom jeweiligen Fall und Feld sowie von den Fragen abhängig, die Forschende verfolgen« (Breidenstein et al. 2015: 8). So sprechen Amann und Hirschauer auch von einer »opportunistische[n] und feldspezifische[n] Erkenntnisstrategie« (1997: 20).

Für den hier vorliegenden Forschungsprozess zeigt sich bereits in diesen Ausführungen die Anschlussfähigkeit an den Forschungsstil der Grounded Theory, der durch sein iterativ-zyklisches Vorgehen in Kombination mit dem offenen, prozesshaften theoretischen Sampling einen Rahmen bietet, der das ethnographische Vorgehen methodisch begleiten kann.³¹ Umso mehr, insofern »Ethnografie treiben bedeutet [...], immer wieder zwischen Beobachtungsphasen zu wechseln sowie Fragestellungen und das theoretische Gerüst zu überarbeiten und zu korrigieren« (ebd.: 9).

Im Folgenden werden drei Momente näher ausgeführt, um die Herausforderungen und Spezifika (auch) dieses Forschungsprozesses aufzeigen:

2.3.2.1 Teil des Feldes werden als method(odolog)ische Herausforderung

Sich als Forscherin in das Feld begeben, hieß vor allem, sich immer wieder körperlich auf die Situationen einzulassen, um sie später analytisch in ihrer Eigenlogik aufzuschlüsseln. Forschungspraktisch bedeutete das, die »Selbstverständlichkeiten« des Feldes kennenzulernen, mitzutragen und zu spüren zu bekommen – es hieß, sich dem beforschten Feld mit »den jeweils gelebten Ordnungen und Praktiken auszusetzen, anzupassen, in einem gewissen Sinne auch zu unterwerfen« (Lüders 2003: 391). Das, was Teil des Forschungsprozesses und -materials wird, hängt demnach in hohem Maße davon ab, wie die Forscherin Zugang zu ihrem Feld bekommt, welche Ausschnitte sie methodisch registrieren und einfangen kann und wie das Feld auf sie reagiert. Die Erfahrungen sind entsprechend grundlegend durch die Charakteristika und Dynamiken des

31 Dies findet im folgenden Abschnitt des Kapitels vertiefte Darstellung.

Feldes, jedoch auch durch die Forschende selbst geprägt. Die Kontingenz und Unvorhersehbarkeit dieser Begegnung mit den beforschten Akteuren und Eigendynamiken des Feldes spiegelt sich in der methodischen Pluralität der Ethnographie, die sich den vorgefundenen Gegebenheiten situativ anpasst. Neben dem zentralen Zugang über teilnehmende Beobachtung sind auch Interviews, Videoaufzeichnungen, Materialsammlungen, Gruppengespräche, Photographien etc. übliche Verfahren der Datengenerierung. Diese methodische Variabilität wird so auch in der Grounded Theory beschrieben, in der das theoretische Sampling so zu verstehen ist, dass die unterschiedlichen Situationen und Prozesse je »eigene« Datensorten hervorbringen bzw. ich als Forscherin auch meinen Irritationen, Fragen oder meiner Neugier folge, um durch Variationen des Zugangs oder der Datenerhebung neue Perspektiven zu generieren. Breuer spricht von einem »alltagsweltlichen Mittun« in der ethnographischen Forschungspraxis, das die »sozial-kulturellen bestimmten Denk-, Seh- und Handlungsweisen« (2010: 23ff.) aufzuspüren, zu beschreiben und zu verstehen sucht.³² Daraus resultiert die Notwendigkeit, eigene – mitgebrachte – Vorverständnisse, Haltungen und Affekte in Bezug auf die Frageentwicklung sowie die methodischen Entscheidungen zu reflektieren und als Voraussetzungen kenntlich zu machen, durch die der Prozess des Forschens als solcher (wie auch das beforschte Phänomen) konstituiert werden (vgl. ebd.; Amann/Hirschauer 1997; Breidenstein et al. 2015; Lüders 2006).

Entscheidend für das ethnographische Vorgehen ist dabei die Differenz zwischen Teilnehmer*innen- und Beobachter*innenverstehen (vgl. Amann/Hirschauer 1997; Breidenstein 2012). Um diese Differenz analytisch fruchtbar machen zu können, gibt es Strategien der Herstellung von Fremdheit bzw. Distanzierung; diese ermöglichen, den Prozess des Beobachtens, Verschriftlichens, reflektierenden Analysierens sowie des verstehenden Interpretierens zu gestalten, um die »immanente Logik des Geschehens als eine[...] situierte[...] Praxis« (ebd.: 34, Herv.i.O.) zu erschließen. Eine Strategie ist die absichtsvolle Herstellung von »Verstehensproblemen« des Beobachteten, durch eine Haltung »als sei es fremd«, um mit dieser »strategischen Brille« des methodischen Befremdens Merkmale und Funktionsweisen der situativen Praxis herauszuarbeiten (vgl. Amann/Hirschauer 1997). Dieses Vorgehen ist selbst eine »Feld«-Konstruktion, in der »vorkonzipierte soziale Einheiten« bestätigt oder neue Formen plausibilisiert werden – sowohl durch den lokalen Forschungsaufenthalt wie auch in der Produktion eines Textes (vgl. ebd.: 38f.). Eine weitere Strategie ist das Schreiben selbst; dies wird im Weiteren noch aufgegriffen.

2.3.2.2 Die leibkörperliche Involviertheit der Forschenden

Die Enkulturation der Forschenden in ihr Forschungsfeld hat oft auch die umgekehrte Seite, dass die Beforschten selbst aktiv werden, sich mitteilen oder Beobachtun-

32 Dabei schaut Forschungstradition der Ethnographie auf eine Geschichte zurück, die auch kolonialistisches und ver-anderndes Wissen (re-)produzierte (vgl. Amann/Hirschauer 1997). Mitte des letzten Jahrhunderts kam es zu einer Verunsicherung der Möglichkeit der Repräsentation und der Anerkennung der Situiertheit von Wissen und Erkenntnis (Haraway 1992), mithin ihrer sozial-historischen Geprägtheit und Kontingenz (Foucault 1974).

gen teilen – es ist eine Reziprozität, durch die Forschende in ihre Felder »verstrickt« (Amann/Hirschauer 1997: 26) werden.

Ein anschauliches Beispiel ist die Studie »Body & Soul« von Wacquant, in der er sich ebenso einem Bewegungsfeld widmet und in die Welt eines Boxclubs eintaucht. Zunehmend findet er sich als Teilnehmer des Geschehens in die alltäglichen Trainingsroutinen ein, welche sich für ihn nach und nach als seinen Forschungsgegenstand herauskristallisieren:

»the drab and obsessive routine of the gym workout, of the endless and thankless preparation, inseparably physical and moral, that preludes the all-too-brief appearances in the limelight, the minute and mundane rites of daily life in the gym that produce and reproduce the belief feeding this very peculiar corporeal, material, and symbolic economy that is the pugilistic world« (2004: 6).

In den täglichen Routinen des »Gyms« offenbarte sich ihm die Welt in ihren körperlichen, materialen und symbolischen Spezifika. Wacquant betont, dass Bedeutungen und Wurzeln der beforschten Praxis nicht zu erschließen sind ohne das »Gewebe sozialer und symbolischer Relationen« forschend und analysierend in Erscheinung zu bringen, die sich am Ort des alltäglichen Tuns in Erfahrung bringen lassen (ebd.: 13). Sein Vorgehen beschreibt er als quasi-experimentelle Situation des »Eintauchens« (i.O. insertion, ebd.: 9) und als langjähriges Hineinwachsen in eine Welt durch die Teilnahme am Geschehen. So war es möglich, das beforschte Feld »durch den eignen Körper« zu »begreifen« (ebd.: 7). In seinem Ansatz der »carnal sociology« taucht die*der Forschende in die »implizite und mimetischen Pädagogik« (ebd.: 7, Übers. LS) des Feldes ein, durch die die Parameter der Existenz praktisch und kollektiv abgestimmt werden. Wacquants Aussage, die Initiation in eine Praxis zu analysieren »of which the body is at once the seat, the instrument, and the target« war für dieses Projekt insofern eine Inspiration, da aus dem praktischen, leibkörperlichen »Eintauchen« (vgl. Emerson et al. 1995) die *Logik der Praxis* analytisch zugänglich wurde. Was er am Beispiel des »Boxer-Werdens« ausführt, kann in ähnlicher Weise auf andere Felder übertragen werden und muss dennoch in seiner Eigenlogik im Forschungsprozess selbst spezifiziert werden: Das Einlassen auf das Feld lässt vorher getroffene Grenzziehungen oder Kategorisierungen in diesem leibkörperlichen Eintauchen verwischen bzw. ist dieses Teil-Werden die subjektive Erfahrung der Bildung eines Habitus (Wacquant 2004: 17).³³

Sein Subjektverständnis betont das verkörperte, praktische Wissen, »das zugleich hervorgeht als sowie beständig verwoben ist mit Netzen sozialen Handelns, aus denen sich Diskursmacht/-herrschaft entwickelt und auferlegt« (ebd.: 94). Diesem Subjektverständnis entsprechend formuliert Wacquant sein Forschungsverständnis als »carnal

33 Gerade als Kontrastfolie für die Reflexion und Analyse des beforschten Feldes war Boxen fruchtbar, insofern die Begegnungen der Teilnehmer*innen in der Improvisation geradezu betont *nicht* kämpferisch ist, jedoch in gleichem Maße praktisch und kollektiv der Ort für spezifische leibkörperlichen Bildungsprozesse ist, in denen bspw. die anderen Körper lesen gelernt und eine eigene Reaktivität bzw. Responsivität ausgebildet wird – als ein sinnlich-leiblicher und praktischer Bildungsprozess.

sociology« (2005), die durch den Zugang der »enactive ethnography« (2015) realisiert wird.³⁴

Diese Form des Feldzugangs »[is] based on ›performing the phenomenon« (ebd.: 1) und beschreibt einen Weg, um die praxisgenerierenden Habitus ›am eigenen Leib« zu erleben. Ethnographie basiert in dieser Ausprägung zentral »on the skilled and sensate organism of the observer« (ebd.: 4) als Werkzeug, um die praxeologische Dimension sozialer Existenz zu (re-)konstruieren. Um dies zu erreichen, argumentiert Wacquant zum einen für die Rückbindung an Theorieangebote, um epistemologische Setzungen und engführende Erzählungen zu vermeiden; zum anderen fordert er langzeitige und initiiierende Formen ethnographischer Involviertheit, in denen die Forschenden in ihre ›Untersuchungsuniversen« reinwachsen. Die Intensität dieser Begegnung bedeutet für die Beobachtenden auch »verletzlich« (ebd.: 4) zu werden. Für diese Form ethnographischen Forschens heißt das forschungspraktisch, »that the investigator is embodied and has embedded herself into the social and symbolic structure examined. Another way to characterize it is to say that it uses habitus as both object and method of analysis« (ebd.). In diesem Prozess, so stellt Wacquant heraus, folgen Forschende der *Dringlichkeit* der sozialen Praktiken als Teilnehmende; es ist die dynamische und eigensinnige Praxis selbst, die die Forschenden anleitet: Wenn Forschende soweit sind, dass sie fühlen, denken und handeln, wie es das Feld erfordert, ist das für Wacquant das Zeichen der Sättigung der Daten (vgl. 2015: 7). Daran schließt eine distanzierende und analytisch-rekonstruktive Phase an, in der die gesammelten und erlebten situierten Perspektiven in eine synthetisierende Konstruktion der sozialen Welten zu organisieren sind, wie es auch in der ethnographischen Forschung als ›coming home« (vgl. Amann/Hirschauer 1997) beschrieben wird. Dabei spielt die fragile Physis des sterblichen Organismus eine zentrale Rolle, da er die Spuren der Orte und Erfahrungen einverleibt mit sich trägt (Wacquant 2015: 4): Wacquant versteht Menschen als eine »sinnliche, leidende, kunstfertige, vielschichtige und kontextspezifisch handelnde, körperliche Kreatur« (2014: 93). Die eigenleibliche Erfahrung der Forschenden wird in methodischen Schritten analytisch zugänglich und interpretiert, sodass praktisch errungenes, körperliches und habitualisiertes Wissen die Beschreibungen von Lebenswelten multidimensional gestaltet und durchwirkt. Wacquant beschreibt das körperliche Teilnehmen als »Navigieren« in affektiven, praktischen und machtvollen Konfigurationen als Ausgangspunkt dieser »enactive ethnography« (vgl. ebd.). Der Körper spielt in diesem Forschungsverständnis die zentrale Rolle als Medium des ›Bewusstseins« von Wahrnehmungen. Er bezieht sich dabei auf Merleau-Pontys Verständnis des LeibKörpers, in dem das habituelle Wissen der Welt als implizites bzw. sedimentiertes Wissen eingelagert ist. Einlagerungen von Erfahrung beschreibt er dabei als *Spuren* des dynamisch-sukzessiven Prozesses der »Verortung und Bewegung im physischen und sozialen Raum [...], gerade weil wir von dem physischen und dabei fragilen Körper unseres sterblichen Organismus zugleich geschützt und eingeschlossen sind« (ebd.).

34 Wacquant bezieht sich dabei auf Cassierers Begriff des ›animal symbolicum«, erweitert diesen jedoch, um Menschen als »empfindungsfähig, leidensfähig, geschickt (skilled), vielschichtig (sedimented) und komplex sowie räumlich und sozial verortet« (Wacquant 2014: 96) zu konzipieren.

Hier kann die lebensweltliche Ethnographie im Anschluss an Anne Honer als weitere Bezugsquelle aufgegriffen werden, in der sie als Verfechterin einer »auf Subjektivität nicht nur rekurrierende, sondern auf dieser gründende[n] Soziologie« auftritt (2011: 261). Für das forschende Vorgehen liegt die Betonung damit auf *beobachtender Teilnahme*, statt auf teilnehmender Beobachtung, um von der Subjektivität der Forschenden als konstitutives Mittel »zur Erfahrung und zur Erforschung des/der Anderen« (Reichertz 2012: Abs.15) auszugehen und sie zugleich reflektierend zu explizieren. Als Spezifikum lebensweltlicher Ethnographie benennt Honer die »Verstrickung« (Honer 2011: 251) der Forschenden mit ihren Feldern. Entsprechend beschreibt die lebensweltliche Ethnographie Honers einen Zugang, um sich »der Frage des Anderen und den Fragen der Anderen« zu widmen, um »das Nichterwartbare« und letztendlich auch um das Unbekannte der Forschenden selbst zu erfahren (vgl. Reichertz 2012: Abs.7).³⁵

Sowohl Wacquant als auch Honer betonen in ihren Ausführungen das Forschungs-Subjekt als leiblich verstrickt in forschende und rekonstruktiv-verstehende Prozesse, in denen sich die Forschenden an den »Produktionsort« des sozialen Feldes platzieren und dies nicht nur als Beobachter*in, sondern um »Handlung im Prozess selbst [action-in-the-making, i.O.] zu erfassen« (Wacquant 2014: 98). Mit Blick auf forschungsethische Fragen, gilt es in diesem Prozess seitens der Forschenden eine intensive Anstrengung zu praktizieren, um die eigene forschende Situiertheit und Rolle sowohl zu reflektieren. Erst durch diese Strategien des Befremdens – auch in der distanzierenden Phase – kann die analytische Rekonstruktion und Theoretisierung gelingen. Wenn die leibliche Involviertheit der Forschungssubjekte eine grundlegende Forschungshaltung darstellt und analytische einbezogen wird (vgl. Abraham 2002), braucht es diese reflexiven und distanzierenden Schritte, um »lokales Wissen [zu] explizieren, das für Teilnehmer[*innen] weder in Handlungssituationen, und erst recht nicht auf vages Nachfragen hin sprachlich verfügbar ist, weil sie es im Modus des Selbstverständlichen und der eingekörperten Routine *haben*« (Amman/Hirschauer 1997: 24, Herv. LS). Denn das Ziel bleibt eine analytische und theoretisierende Rekonstruktion der erforschten Welten und der in sie eingelassenen sozialen Praktiken.

In diesem Prozess der Involviertheit, der analytischen Arbeit und Darstellung werden Texte produziert – Schreiben ist damit eine Kernstrategie, das den gesamten Forschungsprozess durchzieht.

2.3.2.3 Schreiben

Die Beobachtung von und Teilnahme an sozialen Lebenswelten und ihren Praktiken in der Soziologie stellen einen vielpraktizierten empirischen Zugang dar, durch den im Forschungsprozess unterschiedlichste Datentypen generiert werden (können). Wenngleich dabei videographische, photographische und auch Audio-Daten generiert werden können, stellt Schreiben bzw. »Be-Schreiben« eine Schlüsseltätigkeit dar: Hirschau-

35 Honer macht einen Unterschied zwischen einer Beobachtung, die aus wissenschaftlichen Interessen initiiert wird und einer, die in Lebenswelten stattfindet, in die Forschende bereits involviert sind bzw. denen sie ausgesetzt sind: Beide Strategien stellen mögliche Feldzugänge dar, sind jedoch zu markieren und in der interpretativen und distanzierenden Phase unterschiedlich intensiv zu reflektieren (vgl. Honer 2011).

er stellt ethnographisches Schreiben als Weg dar, in dem »etwas zur *Sprache gebracht* wird, was vorher nicht Sprache war« (2001: 430) – Ethnograph*innen haben also »Artikulationsprobleme zu lösen« (ebd.).³⁶ So ist die schriftliche Fixierung und Darstellung der Beobachtungen im ethnographischen Forschungsprozess ein Prozess, »die Worte und Begriffe für ihre Erfahrungen [zu] (er-)finden« (Breidenstein et al. 2015: 9) Stärke und Herausforderung zugleich – und dies in einem mehrschrittigen Verfahren von Feldnotizen über Gedächtnisprotokolle, Memos und analytischen Texten, bis hin zu Veröffentlichungen (vgl. Emerson et al. 1995).³⁷ Das Aufzeichnen steht dabei in einem direkten Zusammenhang mit der wahrnehmenden Person wie auch den Möglichkeiten das Wahrgenommene, die Gedankenskizzen und Erinnerungsspuren zu notieren bzw. zu be-schreiben. Über einen längeren Zeitraum entsteht in diesem Prozess des Eindrücke- und Erfahrungen-Sammelns und dessen archivierenden Aufzeichnung entsteht nach und nach ein »Textkorpus, der wie andere Datenspeicher wiederholt inspiziert werden kann« (Hirschauer 2001: 432). Aus dem Verstrickt-Sein in ein »Bedeutungsgewebe« (Gottowik 2004) sozialer Welten entsteht so nach und nach ein Text.

Es bleibt jedoch eine forschungspraktische Frage, wie Beobachten und das damit eng verknüpfte ›Be-Schreiben‹ funktioniert. Wie bereits angemerkt wurde (Hirschauer 2001; Breidenstein et al. 2015; Emerson et al. 1995), sind beide Vorgänge in hohem Maße performativ, d.h. es gilt ihren machtvollen, differenzierenden und wirklichkeitskonstituierenden Prozess konstant zu reflektieren bzw. Strategien des forschenden Vorgehens offenzulegen. Damit ist einerseits eine zeitliche Dimension angesprochen, insofern die Dauer einer Auseinandersetzung auch die Beobachtung(-sfähigkeit) mitbestimmt; andererseits interessieren hier die Wahrnehmungsvorgänge als leiblich-affektive Involviertheit, die sich als einen de/sensibilisierenden Prozess realisieren (vgl. Kap. KREUZEN I).

Forschungspraktisch und epistemologisch damit verbunden sind die Thematiken Macht und der Ethik im (ethnographischen) Forschen: Das Schreiben über ›andere(s)‹ ist kein unschuldiger Akt, sondern immer mit Entscheidungen, Setzungen und Benennungen verbunden, die soziale Phänomene machtvoll und performativ als solche ›re-konstruieren‹; Mit dem Wissen »um die Gerichtetheit unseres Beobachtens und Schreibens« (Streck et al. 2013: Abs.4) gilt es, sich als Forschende reflexive ›Schleifen‹ in den

36 Das Herstellen von Texten ist eine zentrale Praxis ethnographischen Forschens, die nach der sogenannten Repräsentationskrise (vgl. Hirschauer 2001) in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kritisch diskutiert wurde: ethnographische Texte wurden dadurch nicht länger als Dokumentation betrachtet, sondern als Dokumente der Konstruktion oder auch eigene Datensorte, (vgl. ebd.). Für eine Übersicht der Diskussion zum Schreiben im Rahmen der repräsentationskritischen Diskussion, vgl. Gottowik 2007: Er zeichnet nach, wie aus Geertz' rhetorischem Fragespiel ›Was macht der Ethnograph? Antwort: er schreibt‹ eine Diskussion entstand, in der die Prämissen des Forschens und Schreibens auch vor dem Hintergrund der kolonialen Vergangenheit reflektiert wurden.

37 Neben diesen ›schriftlichen‹ Verfahren, gibt es natürlich auch anderen Aufzeichnungsapparate und –techniken. In Bezug auf technische Geräte merkt Hirschauer jedoch an, dass »[d]eren Temporalität [...] nicht bloß momenthaft, sondern auch episodisch, biographisch oder historisch [ist], und deren Bezeugungen [...] fast nie einmalig, sondern vielstimmig und vieldeutig [sind]« (ebd.: 434). Die Hoffnung, dass diese Zugänge also soziale Zusammenhänge ›umfassender‹ oder ›lückender‹ aufzeichnen würden, sei eine »soziologische Fiktion« (ebd.: 435).

Forschungsprozess einzubauen. Durch das Aufmerksam-Werden für die eigenen Prozesse der Wissensproduktion (vgl. Breidenstein et al. 2015: 25) kann so immer wieder ein ›Fremdwerden‹ provoziert werden: beispielsweise durch schrittweise und methodisch angeleitete Kodiervverfahren (wie bspw. in der Grounded Theory ausdifferenziert) oder durch das Infragestellen von Schreibpraxen (vgl. Streck et al. 2013), durch das Integrieren und Einweben von Stimmen und Positionen, die eine »Vielstimmigkeit« (ebd.) innerhalb des Textes ermöglichen (vgl. Breidenstein et al. 2015: 19), durch gemeinsames Analysieren und Interpretieren mit anderen Forscher*innen in Kolloquien und Methodenwerkstätten oder auch durch die Diskussion von Analysen und Interpretationen mit den Beforschten selbst.

Zudem findet Wissensproduktion in einer bereits bestehenden Forschungslandschaft und aus einer (forschungs-)biographischen Perspektive statt (vgl. Schäfer/Schindler 2017): Wohlgleich hierzu bereits in den vorherigen Kapiteln Position bezogen wurde, soll im Folgenden dieses (theoretische) Eingebettet-Sein erneut aufgegriffen werden. Einerseits, um dies im Rahmen methodologischer Überlegungen zu diskutieren, andererseits, um daraus einen Übergang zur Grounded Theory Methodologie zu generieren, deren Praktizierende im Verlauf der letzten Jahrzehnte ebenso den Einfluss theoretischen (Vor-)Wissens reflexiv diskutiert haben.

2.3.2.4 Theorien als Optiken

Die Rezeption, Diskussion und Produktion von wissenschaftlichen Dokumenten prägen und ko-konstituieren den eigenen Forschungsprozess im Sinne von orientierenden und kontrastierenden Gesprächs- und Diskussionspartner*innen. Auch ethnographische Forschung ist eingelassen in einen Rhythmus von Ein- und Austausch, in Phasen des leib-körperlichen Involviertseins und Phasen des Heraustretens und Distanzierens – insbesondere durch schreibendes Reflektieren und interpretierendes Analysieren aber auch durch Lesen von anderen Studien, methodischen Handreichungen und »Denkmöglichkeiten über soziale Realitäten« (Breidenstein et al. 2015: 173). Forschende bewegen sich nicht in einem leeren Raum, sondern navigieren durch bereits bestehende Wissenschaftskulturen, Denktraditionen sowie vielfältige und auch streitbare Positionen – die Aufgabe ist es, sich selbst ein ›Gerüst‹ zu konstruieren, durch das sich die*der Forschende orientierend, suchend und haltend fortbewegen kann.

Im ethnographischen Prozess kann es keine klar abgegrenzte Unterscheidung von theoretischen und empirischen Arbeitsprozessen geben, vielmehr emergiert eine Theorie aus deren wechselseitigen Verschränkung, »ohne daß sich generalisierende Phasen oder Modi des einen oder anderen festlegen lassen« (Amann/Hirschauer 1997: 36). Zudem, so ein berechtigter epistemologischer Einwand, gibt es kein theoriefreies Forschungsinteresse oder Beobachten. Vielmehr sei die Einbeziehung theoretischer Bezüge im Sinne von »Denkwerkzeuge[n]« konsequent zu verfolgen und gleichzeitig auch ethnographisches Material im Sinne eines dekonstruktiven Moments, welches totalisierende Begriffe und soziologische Konzepte zu irritieren vermag (vgl. ebd.: 37f.).

Das »opportunistische« Vorgehen im Feld findet seine Entsprechung in einem »theoretische[n] Gebot« (ebd.: 38): es geht um die Irritation bereits theoretisch geprägter Vorstellungen und Annahmen durch die Forschungserfahrungen. Als »theoretische Em-

pirie« (vgl. Kalthoff et al. 2008) wird qualitative Forschung gleichermaßen als theoriebezogen und -bildend konzeptioniert. Somit bieten Theoriebezüge methodologische und forschungspraktische Perspektivierungsangebote, die empirische und rekonstruktive Analysen informieren, aber gleichzeitig auch eine Rückbindung »im Sinne einer Re-Theoretisierung« (Brinkmann 2019: 8) verlangen.

Amann und Hirschauer stellen heraus, dass die Phänomenbestimmung in ethnographischen Forschungsprozessen einerseits »komplexitätsentfaltend« (Amann/Hirschauer 1997: 38) wirkt, andererseits systematische Kontrastierung auch theoretisierende Begriffsbildung vorantreiben kann. Ein »Merkmal konstruktiver Theoriearbeit« (ebd.: 39f.) ist also das Wechselspiel zwischen erforschten, empirischen Phänomenen und theoretischen Konzepten, die sich verunsichern, ausdifferenzieren oder auch ergänzen können. Ethnographisches Forschen und theoretisches Arbeiten bilden demnach eine »Relation kultureller Praktiken«, die sich wechselseitig aufbrechen können und sich entlang von Distanzierungsstrategien konturieren (ebd.: 40).

Dies beschreiben Hirschauer und Amann auch als ein »kontinuierliche[s] Fortbewegen von einer Alltagswelt, an die es [das Forschen] ständig wieder anknüpft« (ebd.). Dieser oszillierende Prozess wird im Folgenden durch die Grounded Theory Methodologie differenziert dargestellt und auf den vorliegenden Forschungsprozess angewandt. Die ethnographische Haltung des leibkörperlichen Involviert-Seins wie auch die Strategien des Befremdens waren im Forschungsprozess kontinuierliche Erinnerungen und Orientierungsgeländer; Die Grounded Theory kann diese Haltung durch die Aufmerksamkeit auf die prozesshafte Zirkularität des Forschens in der gegenstandsfundierte Theorieentwicklung begrifflich und methodologisch ergänzen.

2.3.3 Grounded Theory Methodologie (GTM)

Ein ethnographischer Zugang kann durch den Bezug auf die Grounded Theory methodologisch und methodisch unterstützt werden, insofern die Aspekte der Prozessualität und iterativ-zyklischen Entwicklung von Theorien aus den Daten in einem kontinuierlich-vergleichenden und kontextualisierenden Vorgehen differenziert diskutiert und konzipiert werden. Die Grounded Theory wurde von Barney Glaser und Anselm Strauss aus ihren Forschungsarbeiten entwickelt und in ihrer Schrift »The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research« (1967) erstmals als qualitative Forschungsstrategie publiziert. Heute ist die Grounded Theory ein anerkannter und vielpraktizierter Forschungsstil (Strübing 2018, Mey/Mruck 2010, Breuer 2010) der qualitativen Sozialforschung. Zentral für die Grounded Theory ist ihr »iterativ-zyklischer Verlauf« (vgl. Strübing 2018: 32) durch die »zeitliche Parallelität und wechselseitige funktionale Abhängigkeit der Datenerhebung, -analyse und Theoriebildung« (Strübing 2014: 11). Oder anders formuliert, bezeichnet der Begriff der »Grounded Theory« zugleich »Prozess und Ergebnis, (und verweist) auf problemlösendes Forschungshandeln und auf die dabei hervorgebrachten gegenstandsbezogenen Theorien« (Strübing 2018: 28, vgl. Mey/Mruck 2010: 616). Ziel dieses prozesshaften Verfahrens ist eine »abstract conceptualisation (grounded theory), whereby theory must be grounded empirically in the data yet transcend the data to form theory« (vgl. Holten 2008).

2.3.3.1 Historische Verwerfungs- und Entwicklungs-Linien

Durch die Überwerfung der Gründungsfiguren Anselm Strauss und Barney Glaser in ihren späteren Publikationen – Strauss legte in seinen Veröffentlichungen eine methodische Anleitung vor, während Glaser vor allem die Theoretische Sensibilität, Offenheit und extensive Datenbezogenheit betonte – war die Grounded Theory lange zwar weit hin bekannt und praktiziert, Bryant stellt jedoch kritisch heraus, dass erst ab den 1990er Jahren eine theorie-historische Einbettung der Gründer erfolgte sowie eine kritische Auseinandersetzung mit postmodernen epistemologischen und methodologischen Fragestellungen:

»From these bases it was possible to take into account the active role of the researcher, deal with issues around data and knowledge, and engage with the general changes in and challenges to concepts of science, knowledge, and general theoretical development. Moreover this allowed an aligning of GTM with a different set of justificatory procedures for research outcomes, based on the precept that knowledge was provisional, consensual, and dependent on the researcher's (or researchers') perspectives. It might be contended that these sorts of concern were always present in GTM, but it is only in the work of GTM researchers subsequent to GLASER and STRAUSS that these issues are made more explicit, and put to greater effect, particularly in the light of the development of an avowedly constructivist form of GTM« (Bryant 2009: Abs. 29).

Mittlerweile gibt es neben den je eigenen Schriften von Glaser und Strauss (mit Juliet Corbin) eine Reihe von Einführungen, Handbüchern und historischen Überblicksartikeln der sogenannten »second generation practitioners«, sodass eine breite Fächerung der Grounded Theory rezipierbar ist und unterschiedliche Spielarten und Positionierungen nachvollzogen werden können: Zentrale Figuren sind Cathy Charmaz (2006) mit einer konstruktivistischen Wendung, Adel Clarke (2012) mit der Situationsanalyse, im deutschsprachigen Raum eine Betonung von (Selbst-)Reflexivität (Breuer 2010; Mruck/Mey 2010b) sowie eine Reihe von Handbüchern und methodologisch-methodischen (Er-)Klärungen (z.B. Strübing 2014; 2018; Bryant/Charmaz 2010).

Bryant betont den Pragmatismus als (ebenfalls gefächerte) Bezugsgröße und verweist auf einen Grundsatz, der sich in der Grounded Theory findet und im Werk John Deweys expliziert ist:

»the disavowal of what he [Dewey, LS] termed »the spectator theory of knowledge«, with its connotations of passive observation of an accessible and unproblematic reality; a world-in-itself awaiting discovery. In its place Dewey proposed »the experimental theory of knowledge«, where all knowledge is seen as provisional, and is judged in terms of how useful it is for the knowing subjects« (ebd.: Abs. 43).

Mithin sei Wissen immer provisorisch, situiert und relational – was Bryant auch durch den Rekurs auf Rorty verdeutlicht: »Rather knowledge is a web or a network of statements rather than an edifice, and the value of any form of knowledge is its usefulness and applicability which may be constrained in terms of time and place and user« (ebd.: Abs. 46). Gerade mit Blick auf den Begriff der »Entdeckung« in der ersten Veröffentlichung der Grounded Theory, wendet Bryant ein, dass die aktive Rolle der Forschenden im Prozess der Datengenerierung sowie des konzeptuellen bzw. theoretisierenden

Entwickeln neu interpretiert werden mussten (vgl. Bryant 2009: Abs.15). Nicht nur die Bemühungen historische Bezugsquellen zu klären, wurde eine Aufgabe, der sich die Forscher*innen zweiter Generation widmeten; zudem entwickelten sie aus den Lücken der bestehenden Schriften und der Forschungserfahrung mit der Grounded Theory (oft noch in Seminaren von Strauss oder Glaser) eigene Versionen, die sich unterschiedlichen Herausforderungen verschreiben. Dadurch sind epistemologische und methodologische Fundierungen gereift, durch welche »the method's key concepts, claims and orientations can be located against existing research and methodological issues and concerns« (Bryant 2009: Abs. 54).³⁸

Insgesamt zeichnen sich diese ›Weiterentwicklungen‹ dadurch aus, dass sie das Reflexive und Perspektivische von Forschungsgegenstand und -prozess hervorheben und damit auch Herausforderungen durch Denk- und Theoriebewegungen der letzten Jahrzehnte anschließen.

2.3.3.2 Forschen als iterativ-zyklischer Prozess – The Emergence of a Grounded Theory

Wenngleich sich eine Reihe unterschiedlicher Richtungen der Grounded Theory herausgebildet haben, die je eigene Schwerpunkte für die Praxis der Theoriegenerierung setzen, lassen sich einige grundlegenden Vorgehensweisen markieren, die sich quer zu allen Ausprägungen finden lassen.

Das Datenmaterial bildet die Grundlage (engl.: ›ground‹) der angestrebten Theoriebildung und die Erhebung von Daten ist von Beginn eines Forschungsprozesses an Ausgangspunkt und prozesshafte Auseinandersetzung mit dem untersuchten Feld: »Grounded theory methodology is an exploration/discovery process«, so Charmaz in einem Interview mit Keller (2016: Abs. 53). Es geht im Anschluss an Strauss' Ausführungen um »Datenanalyse und Theoriebildung als praktische, interaktiv zu bewältigende und zu organisierende Tätigkeit« (Strübing 2014:10), die fundamental auf der »subjektiven Leistung in der Forschungsarbeit insgesamt« (ebd.: 13) gründet. Die Grounded Theory ist damit eine praktische Tätigkeit, in dem der Gegenstand als auch die Forschenden in Wechselbeziehung stehen und sich über den Verlauf des Forschungsprozesses verändern (vgl. Strübing 2014: 11) – Forschende sind damit als Interpretierende und Entscheidungs-Treffende auch Subjekte ihres Forschungsprozesses (vgl. ebd.: 12).

Historisch eingebettet im symbolischen Interaktionismus und Pragmatismus liegt der Forschungspraxis auch ein solcher Realitätsbegriff zugrunde: Welt erscheint als

»eine undefinierte Offenheit, die erst im Handeln als je spezifische Art von Widerständigkeit erfahren wird, mit der umgegangen werden muss und die so, in praktischen Problemlösungsprozessen, Bedeutung erlangt. Die ›Welt da draußen‹ ist Realität und mit Objekten bevölkert nur solange und insofern sie Teil jener Umwelten ist, die die Handelnden in ihren Aktivitäten erst konstituieren« (Strübing 2018: 34).

38 Eine Übersicht bietet das von Bryant und Charmaz herausgegebene Handbuch (2010), im deutschsprachigen Raum ist insbesondere Jörg Strübing zu nennen (2018 a; b).

Daten werden im Forschungsprozess demzufolge nicht gefunden, sondern aktiv gewonnen im Abarbeiten »an einer materiellen oder sozialen Widerständigkeit« (ebd.). Diese aktive Hervorbringung spiegelt sich auch in dem Begriff der *Datengenerierung* (vgl. ebd.).

Als *Forschungsstil* ist der Prozess nicht an bestimmte Formen der Materialgewinnung oder Datentypen gebunden. Daher ist eine zentrale Aufgabe die Wege zu Forschungsergebnissen zu dokumentieren und transparent zu machen, insofern die gewonnenen Daten bis zur Publikation eine materiale, soziale und theorie-generierende Transformation durchlaufen. Das Spezifikum der Transformation verabschiedet ein Verständnis von universeller Realität zugunsten einer Pluralität und ersetzt zudem »die Vorstellung dichotom-existentieller Getrenntheit durch die einer relationalen Verbundenheit« (ebd.: 35). Entsprechend ist auch die Wirklichkeitskonstruktion eine perspektivische, die prozessual aus den Daten generiert wird. Mit dieser Analyseeinstellung lassen sich Anschlusspunkte zu dem vorherigen Kap. KREUZEN I ziehen, denn die Entscheidung für forschungsmethodische Zugänge zu sozialen Feldern und Wirklichkeiten implizieren epistemologische, wissenschaftstheoretische und sozialtheoretische Annahmen (vgl. ebd.: 36).

Mit Blick auf das forschungspraktische, methodische Vorgehen gibt es eine Reihe von Prinzipien oder methodischen Schritten der Grounded Theory, die von verschiedenen Vertreter*innen unterschiedlich akzentuiert werden. Charmaz versteht sie als Richtlinien, die generelle Prinzipien und heuristische Hilfsmittel zur Verfügung stellen (vgl. Charmaz 2006: 2), Strübing als »qualitätssichernde Maßnahmen« (2018: 30). Als zentrale Elemente benennt er »ein am Theoriebildungsprozess orientiertes Sampling, die iterative Zyklik vieler kleiner und wiederholter Hypothesentests oder die kontrastiven Vergleichsheuristiken zur Bestimmung der Reichweite theoretischer Konzepte« (2018: 30). Bryant hingegen hebt als zentrale Punkte den iterativen Einsatz zwischen dem Forschungskontext und einer konzeptuellen bzw. theoretisierenden Analyse heraus (2009: Abs. 78).³⁹ Er bezeichnet den Prozess der GTM metaphorisch als Gespräch: »Conversations do not reach an end point, but continue as the context demands and as new contexts and participants appear« (2009: Abs. 113). In ihrer Kennzeichnung von Kernaspekten der GTM betonen Mey und Muck hingegen die konzeptuelle Arbeit, das konstant vergleichende Vorgehen, das theoretische Sampling und das Memoschreiben (vgl. 2010b: 616f.).

Sowohl Glaser als auch Strauss (mit Corbin) sehen eigene methodische Schritte vor: Während Glaser ein zwei-schrittiges Kodiermodell vorsieht – gegenstandsbezogenes Kodieren und theoretisches Kodieren –, unterscheiden Strauss und Corbin offenes, axiales und selektives Kodieren und haben ein Kodierparadigma entwickelt.

»Die Grundidee [...] besteht darin, dass ausgehend von Daten, die zu der Beantwortung einer Forschungsfrage hinzugezogen werden (z.B. Interviewpassagen, Protokolle, Dokumente jeglicher Art, aber auch, dem Glaserschen Diktum »All is data« folgend,

39 Zudem benennt er einen Umgang mit Literatur, die Iteration zwischen Datengenerierung und -Analyse, das Entstehen bzw. Ableiten von Codes, Kategorien und Konzepten, den Status von »Theorie«, die Kombination verschiedener Erkenntnisstrategien sowie theoretische Sensibilität heraus (vgl. Bryant 2009).

z.B. Statistiken, die sich auf ein bestimmtes soziales Ereignis beziehen), einzelnen ›Vorfällen‹ spezifische Bezeichnungen (Codes) zugewiesen werden. Durch diese Zuweisung werden die Daten zu ›Indikatoren‹ für jeweils hinter ihnen liegende Konzepte. Im Zuge der weiteren Kodierarbeit und durch weitere Vergleiche sollen Codes dann zu theoretisch relevanten Konzepten verdichtet werden, die ihrerseits im Zuge des fortlaufenden Kodierens zu Kategorien werden (können), wobei am Ende der Kodierschritte eine Kernkategorie herausgebildet wird, die in zu definierenden Beziehungen zu allen anderen herausgearbeiteten Kategorien steht« (Mey/Mruck 2010b: 619).

In diesem Prozess, so Mey und Mruck, bildet sich die Grounded Theory. Wie ersichtlich wird, stellt die Grounded Theory ein zyklisches und iteratives Verfahren dar, das einen Forschungsprozess differenziert und anspruchsvoll anleiten kann, um gegenstandsgebundene Theorien zu entwickeln. Sie stellt ein methodologisch-methodisches Gerüst zur Verfügung und fordert Forscher*innen zugleich heraus, sich dem eigenen Prozess gegenstandsangemessen zu widmen und innerhalb der unterschiedlichen Spielarten einen Weg zu entwickeln.

Das prozessuale Verständnis von Theorie in der Grounded Theory bedeutet in der praktischen Forschungsarbeit, dass diese sich im Prozess entwickelt – und zwar in konstanten Bewegungen zwischen den Datenerhebung, -analyse und Theoriebildung. Theoretisches Sampling, die verschiedenen Kodiermodi, die Vergleichsheuristiken und das kontinuierliche Memoing inklusive generativer Fragen bilden dieses Gerüst (vgl. Stübing 2018: 48).

Leitend für den analytischen Prozess ist die »Methode ständigen Vergleichens« (Strübing 2014: 15); in diesem Verfahren werden die Daten systematisch analysiert und vergleichend auf Ähnlichkeiten und Differenzen hin untersucht, um nach und nach die Kodierungen relational zueinander in Beziehung zu setzen und Kategorien zu generieren. Kategorien sind theoretische Konzepte, die sich durch und in dem Kodierprozess mit den empirischen Daten entwickeln. Es ist ein sukzessiver und zyklischer Prozess, insofern die entwickelten Kategorien am Material selbst wieder ausdifferenziert und dimensioniert werden. Die vorgeschlagenen Kodierschritte bieten Forscher*innen Orientierungen, sind jedoch nicht strikt sequentiell abzuarbeiten. Strauss und Corbin sehen drei Kodierschritte vor: erstens, das offene Kodieren, durch das die Daten ›aufgebrochen‹ werden sollen, zweitens, das axiale Kodieren, das sich auf Zusammenhänge zwischen verschiedenen Konzepten und Kategorien bezieht, und drittens, das selektive Kodieren, das zentrale Kategorien systematisch zu anderen Kategorien in Beziehung setzt und dadurch nicht nur das Material erneut aufschließt, sondern auch bereits bestehende Kategorien einer Revision unterzieht (vgl. 2008). Es geht dabei nicht darum, fehlerhaftes Kodieren aufzudecken, sondern vielmehr um eine neue analytische Perspektivierung – auch mit Blick auf die Forschungsfrage (vgl. Stübing 2014: 18f.).

Jeder Schritt der Befragung der Daten leistet einen spezifischen Zugang und ebnet damit den Weg zu einer konsistenten Kategorienentwicklung. Für das offene Kodieren wird beispielsweise von Strübing das Dimensionalisieren vorgeschlagen, durch das Kategorien ausdifferenziert werden und eine analytische Vielfalt erzeugt wird. Konkret

heißt das, dass die Kodierungen in ihren ›Bestandteilen‹ bzw. konstitutiven Eigenschaften Darstellung finden:

»Eigenschaften der untersuchten Phänomene, die im Wege des Vergleichs zu Tage gefördert werden, verweisen gleichermaßen zurück in die schon vorliegenden Daten und geben Anlass zur Erhebung ausgewählter zusätzlicher Daten im Wege des theoretischen Sampling. Dies ist ein zentraler Modus der Verknüpfung von Erhebung, Analyse und Theoriebildung und bei sorgsamer Durchführung zugleich ein Garant für theoretisch dichte und in sich hinreichend differenzierte Konzepte« (Strübing 2014: 24).

Für das axiale Kodieren schlagen Corbin und Strauss ein Kodierparadigma vor, welches eine bestehende Kategorie entlang von Fragen kontextualisiert und zugleich zu anderen analytischen Phänomenen in einen Strukturzusammenhang bringt (vgl. 2008: 198f.).

Das theoretische Sampling ist aus der zirkulär-iterativen Logik der Grounded Theory ein Vorgehen für die Datenerhebung in der Vernetzung mit Analyse und Theoretisierung. Strübing beschreibt es »als eine Kette aufeinander aufbauender Auswahlentscheidungen entlang des Forschungsprozesses [...], wobei die Auswahlkriterien im Verlauf des Projektes zunehmend spezifischer und eindeutiger werden« (2014: 29). Erste Materialerhebungen müssen sich auf theoretische oder praktische Vorkenntnisse stützen; alle nachfolgenden Erhebungsentscheidungen werden durch die ersten analytischen Prozesse – der Konzept- und Kategorienentwicklung – begründet. Die Auswahl erfolgt zur Ermöglichung minimalen und maximalen Vergleichens in der Absicht »Variationen bereits erarbeiteter ebenso wie bislang noch unbekannter Konzepte [zu] entwickeln, aber auch Indikatoren für die Kontextbedingungen [zu] gewinnen, unter denen bestimmte Phänomene typischerweise auftreten« (ebd.: 31).

Das Abschließen des Prozesses ist durch die Kategorien und entlang der Datenlage zu plausibilisieren. Wenn sich in der vergleichenden und theoretisierenden Entwicklung von Kernkonzepten keine grundlegend neuen Aspekte mit Blick auf die Forschungsfrage zeigen, wird dies begrifflich als ›theoretische Sättigung‹ bezeichnet. Ziel des Prozesses ist demnach »die möglichst umfassende und hinreichend detaillierte Entwicklung der Eigenschaften von theoretischen Konzepten und Kategorien« (Strübing 2014: 32) – daraus entsteht dann das Forschungsprodukt als ›grounded theory‹.

Diese prozessualen und iterativen (Analyse-)Schritte innerhalb des Forschungsprozesses werden in der Grounded Theory insbesondere durch ›memoing‹ begleitet und integriert. Memos und Diagramme können demnach im Forschungsprozess als erste Reflexionsinstanz und Dokumentation wachsender (sich wandelnder) Erkenntnis dienen:

»Early analysis is about gaining insight and generating initial concepts. In order to make sense out of data, one must first ›chew‹ on it, ›digest‹ it, and ›feel‹ it [...] [M]emos and diagrams are more than just a list of concepts. They stimulate and document the analytic thought process and provide direction for theoretical sampling« (Corbin/Strauss 2008: 140).

In dieser Aussage fällt auf, dass ›gefühlte Einsichten‹ und ›Verdauung‹ von Daten die Inkorporierung von Wahrgenommenen und Wissen hervorheben und als forschungs-

relevante Informationen werten. Memo-Schreiben fungiert in diesem Sinne als synthetisierendes und forschender*innenbezogenes Instrument über den gesamten Forschungsprozess. Corbin und Strauss heben hervor, dass Memos bereits Analysen darstellen und daher von Feldnotizen unterschieden werden müssen (vgl. ebd.: 123f.). Über das Speichern von ersten Interpretationen und abstrakteren Konzepten hinaus haben Memos vor allem auch die Funktion für die Forschenden mit »concepts rather than raw data« (ebd.) zu arbeiten: Sie sind Reflexionen analytischen Denkens. Durch konstantes Memo-Schreiben sind Forschende immer wieder damit konfrontiert, Gedanken, Einfälle und Erkenntnisse in eine Form oder einen Ausdruck zu bringen, was Aufschluss über Lücken oder auch Fortschritte bezüglich der Kohärenz eines analytischen Schritts geben kann (ebd.: 124). Memos werden gleichgesetzt mit einer analytischen Einheit, die zu späteren Zeitpunkten wieder aufgerufen, neu sortiert, überdacht und verändert werden können, aber eben genau dazu das Fundament bilden. Auch Diagramme oder Skizzen als bildliche Skizzierungen nehmen eine wichtige Funktion im Forschungsprozess ein: wiederum als Möglichkeit über die Beschreibung oder Dokumentation unmittelbarer Ereignisse hinaus konzeptuell zu reflektieren oder zu visualisieren.⁴⁰ Sie ermöglichen eine übersichtliche Organisation im Allgemeinen, vor allem jedoch sind sie nützliche Instrumente für das Eruiere und Darstellen von Relationen und Beziehungen. Diese Relationierung ist ein wichtiger Prozess vor und auch nach der Erarbeitung von Codes und Kategorien. Zudem ist »memoing« ein Unterstützungsmedium für »theoretical sampling«, ein Kernelement des Grounded Theory Prozesses, das den Forschenden erlaubt dem Forschungsprozess und dem generierten Material zu »folgen«, das also im übertragenen Sinn Forschenden den Weg weist: Als »responsives Vorgehen« steht es für die sukzessive und aufeinander verweisende Generierung und Analyse von Daten bis zu einem Grad der Sättigung (vgl. ebd.: 143ff.): »Theoretical sampling is concept driven. [...] [It] builds upon previous data collection and analysis, and in turn contributes to the next data collection and analysis« (ebd.: 145f.).

Gerade das »memoing« zeigt Parallelen zum Schreiben im ethnographischen Forschen auf, indem Memos den gesamten Prozess begleiten, strukturieren und zunehmende Theoretisierung fördern sollen. Zudem sind sie jedoch methodisch eingebettet und damit kann das Vorgehen der Grounded Theory ethnographische Prozesse durch kleinschrittige Verfahren forschungspraktisch informieren.

Die Verschränkung des ethnographischen Vorgehens in reflexiver Haltung mit den methodologisch-methodischen Orientierungen der Grounded Theory soll nun durch die dritte Herangehensweise sozialontologisch ergänzt werden. Die Praxistheorien rücken insbesondere die Performativität und Materialität sozialer Welten als Praxisgefüge in den Blick.

Dieses Überblickskapitel stellt zunächst die praxistheoretische Perspektive auf Sozialität vor, um dann im folgenden Kapitel – SPÜREN I – leibtheoretisch erweitert wird, um die Dimension des LeibKörpers für die Analyse des empirischen Materials fruchtbar zu machen.

40 Dies wird insbesondere durch Clarks situationsanalytischen Ansatz aufgegriffen und kontextanalytisch ausdifferenziert (vgl. 2012); sie arbeitet mit sogenannten Mappings, die verschiedene Phänomen-relevante Ebenen in ihrer Relationalität abbilden sollen.

2.3.4 Die Praxistheorien: Sozialität als soziale Praxis analysieren

Mit der Grounded Theory kann die *Prozessualität* gegenstandsfundierter Forschung methodologisch und methodisch gerahmt werden. Im Rahmen dieses Forschungsprojekts bedeutete dies eine lange Anwesenheit in der Improvisationsgruppe und zeichnete sich durch intensive Beobachtungsphasen und aktive – teils leitende – Teilnahme, der analytischen Auseinandersetzung mit dem entstandenen Material, das Verfassen theoretisierender Memos und begrifflicher Arbeit aus – auch in Auseinandersetzung mit »wahrnehmungsschärfender« Literatur. Dabei flossen diese Formen des Involvier-Seins ineinander über, lösten sich wechselseitig aus und waren vor allem ein kontinuierliches Kreisen, um die Improvisationspraxis zu erforschen. Im Verlauf dieses Prozesses entstanden Fragen: Wie funktioniert diese Improvisationsgruppe: Welche Praktiken sind konstitutiv für die Improvisationspraxis? Wie genau entwickeln, verändern oder wiederholen sich in den Vollzügen Ordnungen? Und wie stehen Diskurse, materiale Anordnungen, die Körperlichkeit und leibliches Erleben zueinander in Relation? Auf welche Weisen kommunizieren die Teilnehmer*innen und welche Sinnbezüge stellen sie her – auf sich selbst bezogen wie auch auf die Praxis?

Durch diese Fragen wurde deutlich, dass die Improvisationspraxis als sozio-materielles Geschehen erst durch eine praxistheoretische Perspektive analytisch »begreifbar« wird. Denn durch die Praxistheorien wird der *Vollzug*, das »Wie« sozialer Praxis scharfgestellt: Dabei stehen nicht menschliche Akteure im Zentrum, sondern materielle und beobachtbare Praktiken, die auch diskursive Rahmungen und Äußerungen der teilnehmenden Akteure berücksichtigen. Indem diese Perspektive »Praktiken« empirisch und theorieentwickelnd fokussiert, bietet sie für diese Arbeit methodologische wie auch sozialontologische Anschlusspunkte (vgl. Schatzki et al. 2001; Reckwitz 2003; Schmidt 2012; Alkemeyer et al. 2015; Schäfer 2016; Schäfer et al. 2015; Bedorf/Gerlek 2017).

Unter dem Begriff der Praxistheorien versammelt sich ein interdisziplinäres Forschungsprogramm, »das in theoretischer, methodologischer und empirischer Hinsicht eine Neuausrichtung kulturanalytischer und sozialwissenschaftlicher Perspektiven verfolgt und vorantreibt« (Schmidt 2017: 159). Als eine »von Beginn an interdisziplinäre Denkbewegung und Forschungshaltung« (Schäfer 2016: 10), innerhalb derer sich Vertreter*innen durchaus unterschiedlich akzentuierten Theorielinien verorten, hat sich eine Betonung der Familienähnlichkeit der *Praxistheorien* herausgebildet (vgl. Schäfer 2016; Bedorf/Gerlek 2017). Einig sind sich die heterogenen Ausprägungen in ihrer Perspektive auf das Soziale als Zusammenhang von Praktiken, die sich relational und sozial-historisch kontextualisiert herausbilden, vollziehen und verändern bzw. verschwinden (vgl. ebd.); Schatzki spricht von einer spezifischen Sozialontologie der Praxistheorien: »the social is a *field* of embodied, materially interwoven practices« (Schatzki 2001: 3, Herv. LS). In dieser kulturanalytischen Hinwendung zu dem, »was sich tatsächlich, situativ vollzieht« werden diese »Verkettungen von Praktiken« als Praxis erkennbar (Hillebrandt 2015: 7). Begrifflich prägend ist die Definition Schatzkis, der soziale Praktiken »as em-

bodied, materially mediated arrays of human activity centrally organized around shared practical understanding« (2001: 2) konturiert.⁴¹

Um das Soziale in seiner Dynamik und Regelmäßigkeit zugleich zu erfassen, bildet die Materialität kultureller Praktiken und Praxisformen den Ausgangspunkt dieser Theoriebewegung – dies unter Berücksichtigung historischer und kultureller Situiertheit sozialer Praxis wie auch ihrer relationalen und performativen Emergenz. Für die Erforschung sozialer Praxis hat dies zur Konsequenz »die variablen Bedingungen des Vollzugs der Praxis situationsanalytisch zu identifizieren, also das Zusammenkommen und -wirken von sozialisierten Körpern mit materialen Artefakten und Dingen sowie mit diskursiven und symbolischen Formationen« (ebd.) analytisch aufeinander zu beziehen, jedoch auch nach sozio-materiellen Infrastrukturen und Rahmungen zu fragen (vgl. Schmidt 2012: 13) – erst dadurch können Praktiken in ihrer Genese und Dynamik wie auch in ihrer Praxis konstituierten und konstituierenden Kraft erfasst werden. Die Konzentration auf soziale Praktiken signalisiert demnach eine soziologische Neuausrichtung, in der Sozialität sich in konkret bestimmbar und situierten Kontexten in sozialen Praktiken vollzieht und mit unterschiedlichen Methoden erforscht wird, die jeweils auf ihre forschungs-anleitenden Vorannahmen hin zu reflektieren sind. Das Soziale ist entsprechend »a nexus of activity« (ebd.: 5), in der verschiedene Sinnträger, wie Sprache, Diskurse, Zeichen, Töne, Körperbewegungen oder Artefakte in diesen Verkettungen sozialen Sinn generieren bzw. (re-)produzieren (vgl. Schmidt 2017: 160). Schmidt postuliert Sinnproduktion innerhalb des praxeologischen Denkens als »äußere, übersubjektive, interaktive, öffentliche und beobachtbare Accountings, Deutungs-, Klassifikations- und Beglaubigungsakte« (ebd.: 164). Diese Relevanzsetzung des Situativen (Schmidt 2017: 166) betont, dass auch Sinn als situiert – und nicht an Handlungs-subjekte gebunden – zu verstehen ist, der stets in einem Verweisungszusammenhang zu transsituativen kollektiven Wissensordnungen und Rahmungen steht (vgl. ebd.).⁴² Schmidt rekonstruiert diese Wende entlang historischer Denkbewegungen: von sozialem Handeln hin zu den situierten sozialen Praktiken. In dieser De-Zentrierung von Handlungssubjekten liegt zugleich die Möglichkeit Situationen als kollektive Könnens-, Verstehens- und Wissenskomplexe als performative und öffentliche Praktiken zu lesen. Damit setzen Praxistheorien prozessontologisch »auf die Eigenbedeutsamkeit von Vollzügen« (Schürmann 2019: 250, Herv.i.O.). Der Begriff des Prozesses umfasst damit zum einen Verläufe und zum anderen »Analyseeinheiten« (ebd.), die als Sinneinheit zusammenkommen. Zudem setzen praxisphilosophische Forschungen methodologisch »auf einen Primat von *energeia* (Wirklichkeit) gegenüber *dynamis* (Möglichkeit)« (ebd.), sodass ausgehend von situativ beobachtbaren Vollzugswirklichkeiten von den Prozessen

41 Praktiken werden also »als materiell vermittelte und zeit-räumlich sich entfaltende Ordnungen von Aktivitäten [konzipiert], die erst in diesen Ordnungen als Handlungen verständlich von einem geteilten praktischen Wissen organisiert werden« (vgl. Schatzki 2001a, Übers. LS). Hier zeigt sich auch eine Parallele zur GTM, deren Anliegen es ist, »statement(s) of probabilities that explain latent patterns of social behaviour« zu leisten (vgl. Holten 2008).

42 Dies schließt zudem auch Wege und Weisen der Wissensproduktion selbst ein und markiert das kritische Potential dieser Ausrichtung in ihrer Reflexion der forschenden und theoriebildenden Praktiken; die »Arbeit des Forschens« ist demnach ebenso als Ensemble sozialer Praktiken zu verstehen (vgl. ebd., sowie Bedorf/Gerlek 2019).

›rückwärts‹ zu ihren Bedingungen und Strukturen gedacht wird. Damit ist das Handeln sozialer Akteure stets ›in der Welt‹ situiert.

2.3.4.1 Analytische Eckpunkte

Philosophie-historisch ist der Begriff der *praxis* durch Aristoteles geprägt als eine Art der Erkenntnis. Erst lange nach Aristoteles wurde der Begriff wieder relevant und bildet mit dem Übergang zum 20. Jahrhundert bis jetzt wieder eine Bezugsgröße: so kennzeichnet die sogenannte Praxiswende ein vermehrtes Interesse an der »Untersuchung vor allem materiell und korporal vermittelter Praktiken sozialer und kultureller (Re-)Produktion« (Bedorf/Gerlek 2019: 5). Trotzdem es unterschiedliche Richtungen der Praxistheorien gibt, können einige geteilte Grundbegriffe herausgestellt werden, die auch dieser Arbeit methodologische Orientierungen geben.

Was (wieder) in den Blick kommt sind *Körper(lichkeit)* sowie Dinglichkeit bzw. *Materialitäten* und Diskursivität in ihrer *Vollzugswirklichkeit* – damit steht *Performativität* als Eigendynamik im Vordergrund und zugleich stellt sich auch die Frage, wie Sozialität mit diesem Basisvokabular konzeptioniert wird. Die Frage nach Sozialität bzw. sozialer Ordnungsbildung wird auf dieser Grundlage in der theoretisierenden Verschränkung von Methodologie und Empirie verfolgt (vgl. Schmidt 2012: 24) und zugleich entlang empirischer und theoretisch-begrifflicher Rahmungen entwickelt und differenziert.

Die *Materialität* von Praktiken ist insofern einer der Grundbegriffe, da ›etwas‹ wahrnehmbar sein muss, um im Sinne einer Verkettung von Körpern, Artefakten, Symbolen und Diskursen als Praxisformation in Erscheinung zu treten (vgl. Schäfer et al. 2015; Schürmann 2017: 18; Kalthoff et al. 2016: 11f.). Dies verweist zudem auf die *Kontextualität* von Praxisvollzügen, die sie als relational und situativ verortet herausstellt (vgl. Schäfer 2016: 13f.; Alkemeyer et al. 2015b). Die *Kollektivität* bzw. *Öffentlichkeit* sozialer Praktiken ist ein weiteres Merkmal, das den erweiterten Blick auf ›das Soziale‹ aufzeigt; so treten sich »in und durch soziale Praktiken organisierte Kollektive« (Schmidt 2012: 12, vgl. auch Alkemeyer et al. 2015: 36) – ›communities of practice‹ – in den forschenden Blick. *Körperlichkeit* spielt insofern eine herauszustellende Perspektive auf soziale Praktiken, als dass körperliches Tun auf praktisches Wissen verweist, das sich in und durch die Körper materialisiert (Bedorf 2015; Alkemeyer 2015c). Die *performative Dimension* sozialer Praktiken bildet in dieser Arbeit eine weitere Analyseperspektive mit der Frage, wie sich soziale Wirklichkeit ›in einem fortlaufenden, sich immer wieder aufs Neue in ähnlicher, regelmäßiger Weise vollziehenden sprachlichen, körperlichen, materiellen und symbolischen Geschehen« (Schmidt 2012:14; Herv. LS) bildet – damit ist auch ein Spannungsfeld in Bezug auf die *Wiederholbarkeit* bzw. *Routinisiertheit* und *Instabilität* bzw. *Transformation* von Praktiken markiert (vgl. Schäfer 2013).

Was diese Eckpunkte ermöglichen, ist die empirische und theoretische Perspektivierung von Sozialität durch die ›Brille‹ praktischer Vollzüge, in denen unterschiedliche Akteure in situativ beobachtbaren Konstellationen interaktiv aufeinandertreffen. Methoden, die Praktiken analysierbar machen, haben damit zunächst ›blickleitende‹ sozialtheoretische Voraussetzungen zu reflektieren, um Praktiken in ihrer Genese, Dynamik sowie praxiskonstituierenden und -konstituierten Dimension zu erfassen. Mit Blick auf die forschend-analysierende Beobachtung sozialer Praktiken lässt sich ent-

sprechend ein Verhältnis zwischen »dem Aspekt ihres Vorkommens, ihrer Verteilung und ihrer Erfahrbarkeit und dem Aspekt ihrer Aneignung, Ausführung und Erfahrung« (Schäfer 2016: 13) konstatieren.

Methodisch bedeutet Praxis dann, dass beobachtete Akte als Praxis oder auch Praktiken aufgezeichnet oder beschrieben werden können, um sie in ihrem Vollzug und ihren Funktionen analytisch aufzuschlüsseln. In Theorien der Praxis ist das, was sie beschreiben nicht bereits durch begriffliche Substantivierung gegeben oder durch dichotome Unterscheidungen beschreibbar, vielmehr bietet *Praxis* begrifflich die Möglichkeit, das Soziale »in performativen Vollzügen materiell-habitueller Ensembles« (Bedorf/Gerlek 2019a: 3) zu denken: Praktiken ereignen sich als und in Ko-Aktivität mit anderen situativen Akteuren in spezifischen materiellen und diskursiven Rahmungen. Die Perspektive inkludiert also nicht-menschliche Akteure ebenso wie materielle und situative Rahmungen in ihrer historisch-diskursiven Bedingtheit. Damit lassen sich die »komplexen Verbindungen (Interaktionen, Diskurse, körperliche und physikalische Ereignisse, normative Ordnungen) erkennen« (Klein; Göbel 2017: 16), um sie in ihrer situativen Hervorbringung, aber auch transsituativen Wiederholung oder Einübung zu analysieren.⁴³ Zugleich öffnet die Betrachtung von Praktiken nicht nur den Blick auf die Dynamiken und Vermitteltheit körperlich-materieller Vollzüge, sondern integriert auch die darin zur Aufführung gebrachte »Aktualisierung von inkorporierten, kollektiv geteilten (Wissens-)Ordnungen« (ebd.: 17).

Die Analyse, wie sich Praktiken vollziehen, gibt demnach Einblicke in die (Re)Produktion sozialer Ordnung. Ordnung versteht Schatzki dabei nicht als Regularität, sondern als »arrangements of people and the organisms, artifacts, and things through which they coexist« (2001: 43). Dabei sind es soziale Praktiken, die sowohl die Bedeutungen dieser »arrangements« (Konstellationen) als auch die Herstellung dieser Entitäten bedingen – und darin die teilnehmenden Entitäten mit Bedeutungen versehen bzw. subjektivieren. Schatzki etabliert so nicht nur *Relationalität* als zentral für soziale Ordnungen, sondern auch ihre performative Qualität. Soziale Ordnungen konstituieren und (re-)produzieren sich entsprechen in den Praktiken der beteiligten Akteure und umfassen darin sowohl routinisierte Praktiken, die wiedererkennbar und relativ stabil sind und »ihre« Akteure »rekrutieren«, als auch sich in diesen Konstellationen ereignende Verschiebungen: »A practice [...] is an open-ended, spatially-temporally dispersed nexus of doings and sayings. Practices are open-ended in the sense that they are not composed of any particular number of activities« (Schatzki 2012: 14; vgl. Schäfer 2013).

Vor diesem Hintergrund ist nun zu klären, wie menschliche Akteure innerhalb dieser Konstellationen gedacht werden, die einerseits nur als Ko-Akteure sozialer Praktiken in Erscheinung treten, zugleich jedoch als erfahrende und erfahrene Teilnehmer*innen unterschiedlicher Praktiken auch eine Art Gedächtnis, sozialen Sinn oder auch Eigensinn entwickeln können. Wie findet dies Berücksichtigung in den Praxistheorien?

43 Für eine differenzierte analytische Auseinandersetzung mit Wiederholung als Merkmal sozialer Praktiken vgl. Schäfer 2013 (Kap. 6).

2.3.4.2 Menschliche Akteure

In Bezug auf menschliche Teilnehmer*innen ist das Maß der beobachtenden Praktiken ihre praktische Intelligibilität, die sich auch als praktische Sensibilität bezeichnen lässt und Bezüge zu Bourdieus praktischen Sinn oder Giddens praktischem Bewusstsein aufweist (vgl. Schatzki 2001: 50). Um jedoch die Spezifität von Praktiken zu (er-)klären, gilt es diese praktische Sensibilität zu verknüpfen: »The actions that compose a given practice, consequently, are linked by the cross-referencing and interdependent know-hows that they express concerning their performance, identification, instigation, and response« (ebd.: 51).⁴⁴ In Anknüpfung an Aristoteles und Heidegger bringt Schatzki neben einem praktischen Verstehen und Regeln teleo-affektive Strukturen als Wortschöpfung ins Spiel, um praktische Intelligibilität zu fassen: »Teleology, as noted, is orientations towards ends, while affectivity is how things matter« (ebd.: 52). Mit Bezug auf soziale Ordnung verweist Schatzki damit auf die Zentralität menschlicher Aktivität: »[H]uman activity brings about most of those interdependencies and sedimentations, the existence of which are marked in expressions for social systems, institutions, and structures« (ebd.: 54). Schatzki hebt also einerseits Interdependenzen und andererseits Sedimentierungen heraus: Ordnungsbildung ist damit als performativer und sinnlich-leiblicher Vollzug zu begreifen, der im »In der Welt sein« (Merleau-Ponty) gegründet ist. Im Anschluss an Merleau-Ponty stellt er heraus: »[P]erception is usually an action: it is not typically a passive condition that simply happens to someone. Listening, for instance, does not just come over a person; it requires attention and focus, suspending other activities, and possibly stamina« (ebd.) – Sinnliche Erfahrung ist damit relational, etwas, das sich zwischen dem Wahrnehmenden und dem wahrgenommenen Phänomen vollzieht; sie ist keine, so Schatzki, Repräsentation. Wahrnehmen heißt »[to] directly encounter anything as something [...] because perception is a way of being-in-the-world« (ebd.: 32).

Während also einerseits Praxistheorien Handeln in »sozial zirkulierende und inkorporierte Wissensordnungen« (Schäfer 2016: 10) einbetten, beantworten sie andererseits die Frage danach, »wie sich soziale Ordnungen und deren Träger oder Mitspieler[*innen] (Aktanten) in den wiederholten Vollzügen von Praktiken ausformen, verfestigen und verändern« (Alkemeyer 2017: 141) unterschiedlich. In der forschenden Annäherung an soziale Praktiken können sowohl die Kontexte von Praktiken analytisch zum Gegenstand werden, als auch die mikrologische, bzw. mikrosoziologische Ordnungsbildung (vgl. Hirschauer 2016). Letztere ist insofern von Relevanz, als dass es eine Vielfalt an Materialitäten gibt, die in Praktiken als aufeinander bezogen beobachtbar werden. So tritt Materialität in praxistheoretischer Perspektive als Konstituens in den Blick und somit auch die materiell-körperliche Bedingtheit sozialer Praxis; weiterhin werden »implizites Wissen, Können und praktisches Verstehen in die gekonnten Verrichtungen sozialisierter Körper [integriert], die dabei zwingend auf kulturell zirkulierende, in Artefakten vergegenständlichte Wissensrepertoires angewiesen sind« (Alkemeyer 2017: 143). Praxistheoretisch gesprochen wird »eine praktische Verfasstheit jedweder Subjektivität und Individualität« (ebd.) angenommen, d.h. Subjekte entstehen in und durch Praktiken.

44 Dieser Aspekt wird in dieser Arbeit in Bezug auf »doing biography« dann analyseleitend, wenn die praktische Sensibilität in ihrer Temporalität berücksichtigt wird, vgl. Kap. Biography Matters.

Damit bildet bzw. vermittelt sich Sinn allererst in Praktiken, d.h. ist performativ: Jegliche Analysegegenstände sind damit prozess-ontologisch Vollzüge und zeichnen sich durch eine Responsivität und Verkettung aus. Praxistheorien sind also insofern »sinnverstehend« (Schürmann 2019: 19), indem sie Sinn in den Praktiken, also öffentlich, verorten.⁴⁵

Indem Praxistheorien das praktische und öffentlich beobachtbare Zusammenspiel verschiedener Akteure im Sinne einer »flachen Ontologie« (Schatzki 2016) betrachten, werden menschliche Subjekte aus dem Zentrum sozialer Ordnungsbildung gerückt (vgl. Reckwitz 2003), um eine subjekt-zentristische Interpretation zu umgehen. Zum Gegenstand empirischer Untersuchungen wird damit, wie sich Subjekte bzw. Subjektformen »performativ im praktischen Vollzug dieser Formen« (Alkemeyer et al. 2015b: 25) als körperliche Akteure hervorbringen und einbringen, bzw. wie spezifische Subjekte praktisch erkennbar werden (vgl. Brümmer 2014). In praxistheoretischer Einstellung formen sich Subjekte ko-konstitutiv mit Praktiken aus, dadurch dass sie körperlich in sie verwickelt sind (vgl. Alkemeyer et al. 2013, 2015b; Alkemeyer 2014). Mit dieser Setzung wären dann sowohl die »Vollzugskörper« (Alkemeyer/Michaeler 2013) in Praktiken in ihren je spezifischen Ausformungen sowie diskursiv-materiellen Einbindung zu untersuchen, aber auch ein Verständnis von Subjektivität zu entwickeln, das auf der materiellen und körperlichen Vermittlung von Subjektivität beruht und darüber hinaus die leibliche Involviertheit in Praxis – in ihrer Kontingenz und Unsicherheit – betrachtet.⁴⁶ Mit einem Fokus auf die Teilnehmer*innen-perspektive können damit auch Fähigkeiten von Subjekten, wie die der Reflexion und Kritik praxistheoretisch nachvollziehbar werden. Einen Weg dazu bietet die Analyse der Positionalität und Perspektivität in Prozessen der praktischen Ordnungsbildung, die in ihren unterschiedlichen Deutungen, Erwartungen und Intentionen auch Ordnungen performativ zu Aufführung bringen und reproduzieren, jedoch auch kreativ bewältigen (müssen), sie stören oder scheitern. Um dies konzeptionell zu denken, rekurren Alkemeyer et al. auf Bourdieus Heuristik des Spiels, in der »Mitspielfähigkeit« (2015b: 33; vgl. auch Brümmer 2014) zwischen den Teilnehmenden immer wieder ausgehandelt werden muss. Das Tun muss also sozial anschlussfähig werden, in dem es angemessen und dadurch erkennbar vollzogen wird.

45 Schürmanns Betonung sich als Praxistheoretiker*innen »sinnverstehend« zu positionieren, weist auf seine Kritik an einem Rückzug in die Empirie und die dort »inszenierte Unschuld, nicht man selber fabriziere, [...] sondern man beobachte nur, was so passiert« (2017: 23) Dies betrifft nicht zuletzt, wie oben diskutiert, die Forscher*innen, die durch und mit ihrem eigenen Körper selbst Teil von Praktiken sind und weil es (immer wieder) zu klären gilt, wie Praktiken »ihre Körper« bilden, welche gesellschaftlichen Verhältnisse darin (re-)produziert werden und wann Körper als eigensinnige und widerständige Akteure in den Blick kommen. Was in den Blick kommt, hängt nicht zuletzt davon ab, welche Perspektive eingenommen wird durch die Forschenden, jedoch auch, und dies vielleicht noch grundlegender, mit welchen Fragen bzw. wie die Forschenden in den Forschungsprozess eintreten: was im Horizont ihrer Wahrheit und der Wahrheitspolitik zur Geltung kommen kann (vgl. Foucault 1974; 2016).

46 Dies wird im folgenden Kapitel SPÜREN I durch die Erweiterung um eine phänomenologische Perspektive geleistet, die Körper nicht nur als Materialität bzw. materielle Ko-Akteure versteht, sondern sie als er- und gelebter Ausgangspunkt von Erfahrung als Leib betont und für praxeologische Analyse fruchtbar macht.

Praktiken sind damit einerseits vollzugslogisch konzeptioniert, in dem spezifische Materialitäten aufeinandertreffen und sich füreinander und miteinander praktisch in Beziehung setzen – dies in mehr oder weniger routinierten und bestimmbar Abläufen. Auf der anderen Seite kann auch die politisch-normative Dimension in den Blick genommen werden, in der Praxis gerade als ein »von Konflikten, Brüchen, Machtrelationen, Bewertungen und Ausschlüssen gekennzeichnete[r] Prozess der Abstimmung« (Alkemeyer et al. 2015b: 32) erscheint und das praktische Tun als ein »Geflecht hinweisender wie zurechtweisender Adressierungen und Re-Adressierungen« (ebd.) verstanden wird.

Die Teilnahme von menschlichen Akteuren an Praktiken vollzieht sich leib-körperlich, d.h. dass die Teilnehmenden immer auch raum-zeitlich positioniert und affiziert sind als Körper. Diese Positionalität schließt unmittelbar an den phänomenologischen Ausgangspunkt der Perspektivität von Wahrnehmung an, die auch ihre habituelle Prägung und historisch-kulturellen Einbettung umfasst (vgl. Bourdieu 2001; Jäger 2004; Butler 2007; Ahmed 2006; Landweer/Marcinski 2016a; Prinz 2016; Gerlek/Kristiansen 2019). In dieser Beobachtungsperspektive eröffnet sich analytisch eine Multiperspektivität, die ausgehend von der Situiertheit der Teilnehmer*innen ihre »lokalen Bewältigungsanstrengungen« (Brümmer 2014: 69 in Alkemeyer et al. 2015: 28) scharfstellt, durch die sie sich situativ und praktisch einbringen bzw. re-agieren. Diese Bewältigungsanstrengungen sind in den wechselseitigen Adressierungen *machtförmig*, indem sie in normative Anforderungen eingeflochten sind (Alkemeyer et al. 2015b: 34) und *politisch*, insofern es unterschiedliche (Macht-)Positionen gibt – es geht also immer auch darum als Beteiligte*r intelligibel zu sein, zu werden, zu bleiben. Analytisch kann dies »über die relationale Kategorie der *Befähigung*« (ebd., Herv.i.O.) untersucht werden, welche die praktische Involviertheit der Teilnehmer*innen unterstreicht, anstatt eine »präpraktische Grundeigenschaft« (ebd.) zu unterstellen. Mit dieser Annahme der Positionalität und Perspektivität verbunden, ist eine Sicht auf Praktiken, in denen Teilnehmer*innen auf je gegenwärtige Anforderungen antwortend reagieren:

»Die geteilte Praktik präsentiert sich ihnen als eine unvorhersehbare Abfolge von Situationen, deren raum-zeitlich-soziale Konstellationen von Körpern und Dingen von jedem Blickpunkt aus anders verstanden werden und demzufolge für das Handeln jedes Teilnehmers etwas anderes bedeuten« (ebd.: 35).

Die diese Konzeption fundierende Annahme der Perspektivität verweist zugleich auf die einer Perspektivität inhärenten Relationalität und Responsivität: Die prozess-ontologische Analyse von Vollzügen stellt ihre Responsivität heraus (Schürmann 2019: 251). Diese Responsivität soll im Folgenden einen Übergang zu (leib-)phänomenologischen Überlegungen schaffen, da sich einerseits in der analytischen Auseinandersetzung mit dem Material Praktiken generieren ließen, die das Vollzugsgeschehen aufschlüsseln. Andererseits war es insbesondere die »point-of-view«-Perspektive, in der die menschlichen Teilnehmer*innen »ihr« Erleben, ihre Perspektiven und Sinnkonstruktionen (mit-)teilten und (an-)zeigten – und damit auch Selbstbildungsprozesse ersichtlich wurden. Die vermittelnde Perspektivierung zwischen Praxis und Praktiken war notwendig, um zu erschließen, »wie die transsituativen Rahmen und Strukturen sozial etablierter Praktiken im lokalen Spiel heterogener Teilnehmer konkret hervorgebracht, gestaltet oder

auch durchkreuzt werden« (Alkemeyer 2017: 48). Es ging also darum, die ›doings and saying‹ der beobachteten Körper nicht nur scharf zu stellen, sondern auch als (kollektives) subjektivierendes Differenzgeschehen zu erschließen.

Um die Transformation von und den reflexiven Umgang mit Praktiken menschlicher Akteure im Modus einer in die Praxis eingewobene Reflexion (Alkemeyer 2017) zu erfassen, eignet sich die Einbeziehung phänomenologischer Leibkonzepte (vgl. insbes. Bedorf 2015; 2017; Bedorf/Gerlek 2017). Vor allem Thomas Bedorf kommt hier der Verdienst zu, aus praxisphänomenologischer Perspektive das Konzept der »korporalen Differenz« (Bedorf 2017; Bedorf/Gerlek 2019b) für die differenzierte Analyse praxistheoretischer Untersuchungen eingebracht zu haben. Mit dieser terminologischen Differenzierung beschreiben praxistheoretische Untersuchungen in leib-theoretischer Erweiterung Praxisvollzüge »nicht nur an den Bewegungen von ›Körperhüllen‹ [...], sondern auch die habituellen, performativen, aktiven oder passiven Subjektivierungen der ›Vollziehenden‹« (Bedorf/Gerlek 2019b: 95). Damit wird zudem Fragen der Reflexivität und Wandelbarkeit von Praktiken Rechnung getragen.

2.3.4.3 Praxistheorien und Phänomenologie

Wohlgleich »die geistes- und problemgeschichtlichen Quellen« (Bedorf/Gerlek 2017: 5) der Praxistheorie und der Phänomenologie sehr unterschiedlich sind, arbeiten Bedorf und Gerlek auch Nahtstellen dieser beiden Denktraditionen heraus:

Beide untersuchen, wie »Sinn im Vollzug« (ebd.) entsteht, aufrechterhalten oder transformiert wird: In der Phänomenologie bezeichnet Sinn das Verhältnis von Selbst und Welt. Dies wird dabei nicht als Sinnerzeugung durch ein Selbst gedacht, vielmehr bewegen wir uns stets »in Sinnbezügen und Verweisungszusammenhängen, die wir miterzeugen« (ebd., Herv.i.O.). Praxistheoretisch argumentiert, entsteht Sinn erst in den praktischen Vollzügen selbst; hier zeigen Bedorf und Gerlek eine Entsprechung zu den phänomenologischen Begriffen des ›In-der-Welt-seins‹ (Heidegger) und ›Zur-Welt-seins‹ (Merleau-Ponty) auf.⁴⁷ Ebenso werten beide Theorietraditionen Körper und Dinge für die Konzeption des Sozialen auf: Während in den Praxistheorien die Materialität von Praktiken herausgestellt wird im Zusammentreffen von Körpern, Dingen und Artefakten, operiert die Phänomenologie über den Begriff der Leiblichkeit. So entsteht kultureller Sinn im Anschluss an Merleau-Ponty »zwischen leiblich situiert Existierenden (als ›intercorporéité‹) und Dingen« (ebd.: 7). Durch diese relationale Konzeption des Sozialen, zeichnen sich beide Traditionen durch eine Aufmerksamkeit für »die formende und motivierende Kraft der Affekte« (ebd.) aus: in dem Begriff der »teleoaffektive structures« im Anschluss an Schatzki (2001) auf Seite der Praxistheorien und phänomenologisch in dem Begriff der »affektiven Intentionalität« (vgl. ebd.). Bedorf und Gerlek verweisen zudem darauf, dass beide Traditionen das Erkenntnissubjekt kritisch reflektieren und berücksichtigen, dass Gegenstände bzw. Phänomene nur unter Berücksichtigung der Wahrnehmungs-, Sprecher*innen-, oder Beobachtungsperspektive beschreibbar werden. Folglich, so Bedorf und Gerlek, sei die Situtiertheit von Forschenden zu reflektieren ebenso eine Aufgabe der Praxis der Theoriebildung.

47 Hier wird auch deutlich, dass beide Traditionen dichotome Entwürfe des Sozialen (Struktur vs. Handeln) unterwandern.

Als letzten Punkt formulieren die Autor*innen die Herausforderung »theoretisch einen Standpunkt zu konzipieren, von dem aus diese Theorie-Praxis (des Beobachtens) noch einmal reflektiert werden könnte« (ebd.) – gleichsam wäre hier ein Einsatzpunkt beide Theorietraditionen auf die Bedingungen ihrer beobachtungs- bzw. wahrnehmungsleitenden sowie -konstituierenden Begriffe zu befragen.⁴⁸ Dies wird im folgenden Kapitel aufgegriffen und für die Analyse fruchtbar gemacht.

2.3.4.4 Eine leibtheoretische Fundierung sozialer Praxis

»Der Leib tritt immer sowohl als Körperding wie auch als Ausgangspunkt aller Erfahrung entgegen.«

(Bedorf 2015: 134)

Mit einer Verschränkung praxistheoretischer und -philosophischer Zugänge und dem Anliegen Dualismen zu überwinden, erweitert Bedorf das Begriffsinstrumentarium durch eine differenzierte Konturierung des Begriffs der Leiblichkeit, »da es ihr [der Terminologie] nie um eine Entweder-Oder, sondern stets um eine praktisch-existenzielle Differenz geht« (ebd.). In seinen Überlegungen knüpft er an Merleau-Ponty an, um diese Differenz phänomenologisch zu verankern: In sozialen Situationen fungiert der Körper als »Erweiterung des leiblichen Zur-Welt-seins« (ebd.: 140). Anstatt von Intersubjektivität zu sprechen, die die Existenz einzelner Subjekte voraussetzt, betont der Begriff der *Zwischenleiblichkeit* die »Verflechtung« statt einzelne subjektive Akte (ebd.: 141). Für die Analyse von Praxis heißt das, dass sich zwar unterschiedliche Materialitäten bestimmen lassen und auch einzelne Körper im Raum differenziert werden können, die ko-konstitutive Teile von Praxis sind, Leiblichkeit wäre in dieser Perspektive jedoch nicht einem Körper eigen, sondern als *Zwischenleiblichkeit* stets ein »ineinander übergehender Verflechtungszusammenhang« (vgl. Bedorf 2015: 143).⁴⁹

Praxisorientiert wird zwar an der »Beobachtbarkeit der Sinnbildungsprozesse« (Schmidt 2017: 169) angeknüpft, insofern Bewusstseins-erlebnisse nur als öffentliche Phänomene empirisch beobachtbar und soziologisch analysierbar werden. Fokus

48 Ein umfassender Blick in die heterogene Tradition der Phänomenologie kann hier nicht geleistet werden (vgl. dazu u.a. Alloa et al. 2019, Zahavi 2007; Waldenfels 1992, 2016; Brinkmann et al. 2019), im folgenden Kapitel werden jedoch einige zentralen Annahmen und Begriffe eingeführt, die im Rahmen dieser Arbeit das methodologische Vorgehen inspiriert und unterstützt haben.

49 Die Fruchtbarkeit dieser Perspektive hat sich über den Forschungsprozess und in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material entwickelt, da das Oszillieren zwischen der Aufmerksamkeit auf situative Konstellationen und die für diese kollektive Bewegungspraxis konstitutiven Äußerungen und Expressionen der Teilnehmenden durch die Terminologie der *Zwischenleiblichkeit* wie auch der Körper-Leib-Differenz analytisch aufschlussreiche Analysen ermöglichte. Insbesondere jedoch auch feministisch- und queer-phänomenologische Lesarten (Ahmed 2006; 2010; Coole 2010; Landweer/Marcinski 2016) eröffneten neue Betrachtungsweisen, in der die universalisierende Tendenz phänomenologischer Denktraditionen und Perspektiven gegengelesen wird. Dadurch wird Leiblichkeit als sozio-historisch und kulturell geprägtes »Zur-Welt-sein« markiert und findet in dieser Differenziertheit auch in den hier vorgenommenen Analysen in Bezug auf »doing biography« in der erforschten Improvisationspraxis Einsatz als Analyseperspektive.

dieser Forschungsbemühungen ist es, zu erschließen, »wie Teilnehmer*innen wechselseitig ihre – im skizzierten Sinne expressiven – Verhaltensweisen beobachten, interpretieren, klassifizieren und ihnen Sinn- und Wissensmuster zuschreiben« (ebd.); Mit diesem Anliegen praxeologischer und praxeographischer Vorgehensweisen werden »öffentliche Sinnmuster und Wissensordnungen in der Vollzugswirklichkeit des tatsächlichen praktischen Geschehens« (ebd.: 169f.) zugänglich und interpretierbar.

Praxistheoretisch wird dabei die Materialität von Sozialität betont und das soziale Subjekt darin als körperliches Wesen gefasst, »das in Auseinandersetzung mit seinen konkreten Daseinsbedingungen ein historisch und kulturell spezifisches Praxiswissen erwirbt und reproduziert« (Prinz 2015: 181). Allerdings weisen verschiedene Vertreter*innen darauf hin, »dass eine Rückbesinnung auf ihre leibphänomenologischen Wurzeln die praxistheoretische Debatte hinsichtlich der Frage der sinnlichen Wahrnehmung, der Instabilität von Praxis und der ›bedingten Freiheit‹ des Subjekts bereichern kann« (Prinz 2017: 79; vgl. Schäfer 2016c; Bedorf 2015, 2017; Bedorf/Gerlek 2017)⁵⁰. So wurden in den letzten Jahren vermehrt die Instabilität von Praxis unter performativitätstheoretischen Gesichtspunkten analysiert (Schäfer 2013; 2016c), (individuelle) Momente des Scheiterns und der Irritation (Alkemeyer 2015; 2018) oder Momente des Abbruchs (Richter 2015) diskutiert – alles Momente von Praxisvollzügen in denen das körperliche Involviert-Sein als körper-leibliche Erfahrung in den Blick rückt, insofern leibliche Akteure stets in verschiedenen Praktiken involviert sind. Dadurch werden Subjekte nicht nur praktisch hervorgebracht (bzw. tun dies auch selbst), sie stellen zudem als körper-leibliche Akteure Knotenpunkte verschiedener Subjektivitäten dar – auch zeitlich überlappend oder gegeneinander verschoben.

Wie kommen diese Subjektivitäten praktisch ins Spiel, in welchem Verhältnis stehen sie zueinander oder welche Interferenzen bilden sich? Diese Fragen verweisen einerseits auf die subjektivierungstheoretische Dimension sozialer Praktiken, in denen die menschlichen Akteure leibkörperlich beansprucht sind; andererseits stellt sich die Frage, wie die körper-leibliche Dimension – im Sinne eines praktischen Sinns (Bourdieu) oder eines praktischen Erinnerungs- und Orientierungsvermögens – als eigen_sinniger Akteur des Sozialen praktisch relevant werden kann.

An diese Überlegungen anschließend, stellt sich zunächst die Frage, wie genau Körper praxistheoretisch konzeptualisiert werden, um daran anschließend die korporale Differenz (Bedorf 2017) als Heuristik für die Analyse einzuführen.

2.3.4.5 Körperlichkeit – aber welche(r) Körper?

Es lässt sich eine Vielfalt von Körperauffassungen innerhalb der Praxistheorien rekonstruieren, die von Bedorf und Gerlek (2019b) entlang von vier kanonischen Theoreti-

50 Sie analysiert die sozio-materielle Bedingtheit von Wahrnehmung entlang von Foucault und Merleau-Ponty und kann nicht nur fruchtbare Anschlüsse bieten: So stellt sie analytischen Begriffen wie dem praktischen Sinn und dem impliziten Körperwissen Merleau-Pontys leibphänomenologische Ausführungen anbei, um historisch implizite oder auch verschwiegene Bezüge aufzuzeigen bzw. auch Abgrenzungsbewegungen zu relationieren.

ker*innen diskutiert werden.⁵¹ Sie legen deren Konzeptionen unterschiedlicher (Praxis-)Körper dar und die Herausforderung, wie diese Pluralität von Körpern in Praktiken analytisch fruchtbar zu machen, rekurren sie auf den Begriff der Leib-Körper-Differenz (oder korporalen Differenz). Denn »[f]ür jede Praxis gilt, dass einerseits der Körper gehabt wird, dieser allerdings als Leib erfahren, in seiner Materialisierbarkeit verändert wird oder gar als Habitus oder Körperschema *fungiert*« (ebd.: 404, Herv.i.O.). Diese Diskussion wird in eigener Version dargestellt, um anschließend den Ertrag der ›korporalen Differenz‹ in Rekurs auf (leib-)phänomenologische Diskurse für die Praxistheorien darzustellen und als Ausgangspunkt für die nachfolgenden Analysen des empirischen Materials fruchtbar zu machen. Im Anschluss an Bedorf und Gerlek (2019b) werden im Folgenden – in Kürze – Körperkonzepte als produktive Denkwerkzeuge für die Analyse des empirischen Materials und im Übergang zu einer leibtheoretischen Differenzierung dargelegt. Ich beziehe mich zunächst auf Pierre Bourdieu, Michel Foucault und Judith Butler als zentrale Bezugsfiguren, um daran anschließend vertiefend auf Maurice Merleau-Ponty einzugehen. Wie konzipieren die folgenden Theoretiker*innen also ›Körper‹?

1. Pierre Bourdieu

Eine zentrale Bezugsfigur für empirische Forschung, die die Körperlichkeit menschlicher Akteure in ihren sozialen Feldern betrachtet, ist Pierre Bourdieu, dessen ›Theorie der Praxis‹ (1979) Erkenntnis »in das praktische Verhältnis zu[r] Welt« (1993: 97) – Erkenntnis wird im sinnlichen Tun, d.h. »in der Praxis gebildet« (ebd.) ist demnach eine praktische Konstruktion. Praxis wird damit aus forschender Perspektive zu dem »Ort der Dialektik von opus operatum und modus operandi, von objektivierten und einverlebten Ergebnissen der historischen Praxis, von Strukturen und Habitusformen« (ebd.: 98). Die Betonung der historischen Praxis weist den Habitus als »Produkt der Geschichte« (ebd.: 101) aus, der sich aus Daseinsbedingungen formiert und individuelle als auch kollektive Praktiken generiert, dadurch das sich Geschichte als »Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata« (ebd.) in Organismen materialisiert.

Bourdieu selbst bezeichnet seine Philosophie des Handelns als »relational« (Bourdieu 1998: 7), insofern sie »den Möglichkeiten Rechnung trägt, welche im Körper der Akteure und in der Struktur der Situation, in der sie agieren, oder, genauer gesagt, in der Relation zwischen diesen beiden angelegt sind« (ebd.); diese Relationalität findet ihren Ausdruck im Habitus und den sozialen Feldern, die ihrerseits durch Kapitalsorten soziale Verhältnisse und Positionen re/produziert werden. Der Habitus kann als praktischer Sinn bezeichnet werden (1998: 41; 1993: 122), der als einverlebte, strukturierende und strukturierte Struktur *weiß*, wie in einer Situation angemessen zu re-agieren ist. Das Aufeinandertreffen von Habitus beschreibt er als komplexe Bündel von Handlungen, oder Verkettungen innerhalb von Kräftefeldern, die einerseits Kräfteverhältnisse reproduzieren, jedoch ebenso – in einem Missverhältnis von Habitus und Feld – diese transformieren können.

51 In drei kurzen Einführungsabschnitten werden zunächst Körperkonzepte unter Bezug auf Pierre Bourdieu, Judith Butler und Michel Foucault vorgestellt, das vierte Konzept wird daran anschließend ausführlich zum Gegenstand mit der Einführung in die Leibtheorie Maurice Merleau-Pontys.

Habitus zeigt sich auf individueller, mikrosoziologisch zu beobachtender Ebene als »Zustand des Leibes« (Bourdieu 1993: 126), der auf einem Verhältnis der Anerkennung zwischen Habitus und Feld in einer Praxis beruht (vgl. ebd.), oder als »körperliche Hexis« (ebd.: 129), welche Habitus als einverleibte, dauerhafte Disposition realisiert und sich in der »Art und Weise der Körperhaltung, des Redens, Gehens und damit des Fühlens und Denkens« (ebd.) verwirklicht. Mit dem Habitus konzeptualisiert Bourdieu also, wie sich Erfahrungen in die Körper sozialer Akteure einprägen:

»Diese Systeme von Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata ermöglichen es, praktische Erkenntnisakte zu vollziehen, die auf dem Ermitteln und Wiedererkennen bedingter und üblicher Reize beruhen, auf die zu reagieren sie disponiert sind, und ohne explizite Zwecksetzung noch rationale Mittelberechnung Strategien hervorzubringen, die – freilich in den Grenzen der strukturellen Zwänge, aus denen sie resultieren und die sie definieren – angemessen sind und ständig erneuert werden« (Bourdieu 2001: 177f.).

So werden Anschlussstellen Bourdieus zu phänomenologischen Konzepten offenbar, wenn die Körperlichkeit des Habitus sich in seinem »praktischen Sinn« zeigt und sich dies als Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata sedimentiert (vgl. Gerlek/Kristensen 2017). Zum Teil bezieht er sich explizit auf Vertreter der Phänomenologie (Husserl, Heidegger, Sartre und Merleau-Ponty) und schließt an ihre Formulierung des »In-der-Welt-seins« (Heidegger) an. In Bezug auf Merleau-Ponty führt er aus:

»Der in die Praxis eingebundene Akteur erkennt die Welt, aber diese Erkenntnis entsteht, wie Merleau-Ponty gezeigt hat, nicht in der Beziehung, die ein erkennendes Bewusstsein von außen knüpft. Er erfasst sie in gewisser Hinsicht nur zu gut, nämlich ohne objektivierende Distanz, als etwas, das sich von selbst versteht, eben deswegen, weil er sich von ihr umfassen findet, weil er mit ihr eins ist, weil er sie bewohnt [...] Er fühlt sich in der Welt zu Hause, weil die Welt in Form des Habitus auch in ihm zu Hause ist« (Bourdieu 2001: 183).

Damit kann der Habitus auch als »Scharnier« (Bedorf/Gerlek 2019b: 400) bezeichnet werden, der zwischen Akteur und sozialer Welt vermittelt und zugleich wird durch diese Einbettung in soziale Felder – mit ihren Positionierungen – eine Analyse von Zusammenhängen auch der sedimentierten, einverleibten Dimensionen sozialen Seins und Sinns angeregt (vgl. ebd.). In Bourdieus Konzeption geschieht Lernen »durch den Körper« (ebd.: 181) und ist ein konfrontativer und permanenter »affektive[r] Austausch« (ebd.) – Er hebt hier jedoch (primär) auf das Eindringen der gesellschaftlichen Ordnung in die Körper ab. Interessant für dieses Forschungsprojekt wird dies, wenn Bourdieu »Momente des Mißverhältnisses und Mißklangs« (Bourdieu 2001: 208) betrachtet, die ein »praktische[s] Reflektieren« (ebd.: (209) auszulösen vermögen und dadurch auch die kontinuierliche, praktische Transformation des Habitus anzeigen – auch wenn meist dessen relative Stabilität in den Vordergrund gestellt wird. Alkemeyer schließt an diesen Überlegungen mit dem Begriff des »Nachspürens« (2017: 50; vgl. 2018) an Bourdieus Ausführungen an, in denen er auf diesen Moment des im praktischen Tun immanenten körperlichen Reflektierens verweist (vgl. Bourdieu 2001: 209). Bourdieu betont dabei, dass Momenten des Misslingens »ein Augenblick des Zögerns« hervorrufen können, in

dem der Akteur jedoch der Praxis zugewendet bleibe. Das praktische Reflektieren in Momenten des Misslingens, bei gleichzeitiger Orientierung an der Praxis selbst, verweist auf den Moment, in dem »die Beziehung unmittelbarer Angemessenheit« (ebd.: 208) des habituellen Agierens suspendiert ist – und zeigt dabei den Spalt auf, innerhalb dessen Transformation geschieht.

Praxistheoretische Auseinandersetzungen setzen sich also gleichermaßen mit der Genese und der Bildung habitualisierter Praktiken und »ihren Körpern« auseinander, wie aber auch die eben genannten und kontinuierlich auftretenden – kleinen oder großen – Momente der Irritation und des Misslingens praktische Anpassung erfordern bzw. dadurch auch Ein- und Ausschlüsse produzieren. Diese Leistung kann sowohl mit Blick auf die Praxis selbst – in ihrer Relationalität und relativen Statik oder Transformation – analysiert werden, als auch aus einer Teilnehmer*innenperspektive, worauf noch zurückzukommen ist. Eben diese Momente des Scheiterns können Anschlussstellen zu Judith Butlers Performativitätstheorie aufzeigen, in der sie Geschlechteridentitäten als performative Konstruktionen durch iterative Zitationspraktiken entlarvt (1991; 1993).

II. Judith Butler

Die performative Körpertheorie Judith Butlers rückt einerseits die Praxis einzelner Akteure in den Mittelpunkt, verwebt dieses Moment der Performanz andererseits mit der Einbettung in soziale und historische Zusammenhänge und Praktiken (vgl. Bedorf/Gerlek 2019b: 401). Mit der linguistisch informierten Dekonstruktion essentialisierender Körperkonzepte zugunsten ihrer kulturell-historischen und normativen Formierung schafft Butler zugleich das Fundament, um auch die Wandelbarkeit von Identitäts- bzw. Subjektivitätskonstruktion zu denken bzw. ihre Subversion.

Butler brachte vor rund 30 Jahren mit ihrem »dekonstruktivistisch-diskurstheoretischen Ansatz« (Lorey 1993: 10) feministische Diskussionen in Aufruhr: sie wendete sich von Positionen ab, die die Geschlechterkategorien differenzfeministisch argumentierten und thematisierte Geschlechtsidentität als sprachliche Bezeichnungspraxis, deren Begriffe in Prozessen der Anrufung (im Anschluss an Althusser!) und in Akten der Wiederholung performativ (geschlechtliche) Subjekte herstellen bzw. bilden. »[D]ie Konstruktion ist weder ein Subjekt noch dessen Handlung, sondern ein Prozeß ständigen Wiederholens, durch den sowohl »Subjekte« wie »Handlungen« überhaupt erst in Erscheinung treten. Es gibt da keine Macht, die handelt, sondern nur ein dauernd wiederholtes Handeln, das Macht in ihrer Beständigkeit und Instabilität ist« (2019b: 32). Dabei entfaltet die Bezeichnungspraxis ihre subjekt-materialisierende Wirkung in doppelter Weise: einerseits als Grenzziehung gegenüber einem konstitutiven Außen und andererseits »wiederholt [es] einschärfend« (2019b: 29) eine Norm. Butlers Schriften entlarven Geschlechtsidentitäten als diskursiv-performative Konstruktionen, die den Effekt einer Natürlichkeit produzieren (vgl. 2019a; b).

Dies wird in subjektivierungstheoretischen Überlegungen aufgegriffen, und zwar als eine Analyse von Praktiken »in denen Menschen, Individuen oder Akteure [...] durch den Umgang mit anderem und anderen lernen, sich im Horizont von bzw. in Auseinandersetzung mit spezifischen naturalen, materialen und sozialen sowie symbolischen Ordnungen als ein »Subjekt« zu begreifen und zu gestalten« (Ricken 2013a, S. 34,

Herv.i.O.). Dieses Verständnis von Subjektivierung als Praxis ist hier insofern von analytischem Interesse, da die *Auseinandersetzung* mit symbolischen und normativen Ordnungen in ihrer Performativität zum Analysegegenstand wird. Performativität versteht Butler dabei »als die ständig wiederholende und zitierende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkungen erzeugt, die er benennt« (2019b: 22). Es geht Butler dabei immer wieder um die Frage nach Intelligibilität, also der Anerkennbarkeit, die in diesen Subjektivierungsprozessen durch regulierende Praktiken machtvoll Ein- und Ausschlüsse produziert und damit auch die Fragilität des Subjektstatus offenlegt.⁵² Denn die Wiederholungspraktiken sind nie mit sich selbst identisch: der Wiederholung ist eine Differenz (im Anschluss an Derrida) immanent, was auch die Möglichkeit der Resignifikation umfasst, also die performativ-subversive Aneignung von Begriffen, die sie in ihrer Be-Deutung verschieben.

Eine Kritik an ihren frühen Schriften war, dass Subjekte nur mehr als diskursive Konstrukte erschienen und auch Körper als diskursive produziert gedacht wurden: als »materiell nur über die Materialität des ihn bezeichnenden Zeichens« (Lorey 1993:15); Lorey stellt dahingehend die kritische Frage nach dem »empirischen Subjekt« und insistiert darauf auch zu betrachten, »wie das Verhältnis zu sich selbst als ›Subjekt‹, wie die Wahrnehmung und die Praxis des Körpers historisch entstanden sind« (ebd.: 14f.). Im Anschluss an die Frage nach Körpern, erklärt Butler, dass gerade das beständige Wiederholen darauf verweist, dass die Materialisierung nie vollendet ist, dass sich Körper nie ganz den sie regulierenden Normen unterwerfen. Die Wiederholung ist demnach nie mit sich identisch, vielmehr ist es gerade die performative Kraft der wiederholenden Praxis, in der »Risse« (Butler 2019b: 32) der Nicht-Identität die Möglichkeit der Differenz anzeigen. Diese Risse fasst sie als »die konstitutiven Instabilitäten [...], dasjenige, was der Norm entgeht oder über sie hinausschießt [...]« (ebd.: 33).

Materie ist mit Butler demnach vorzustellen als »ein Prozeß der Materialisierung, der im Laufe der Zeit stabil wird, so daß sich die Wirkung von Begrenzung, Festigkeit und Oberfläche herstellt, den wir Materie nennen« (2019b: 32) – Materie ist demnach ein *Gewordenes* durch die produktiven und materialisierenden Effekte von Macht. Damit kommt Materialisierung als zeitlicher Prozess in den Blick und dies in seiner hervorbringenden und destabilisierenden Kraft.

In ihrem weiteren Schreiben formuliert sie eine »stillschweigende Performativität der Macht« (2016: 249), deren konstruktive Macht darin besteht, »daß sie eine praktische Wahrnehmung des Körpers herzustellen vermag, nicht nur eine Wahrnehmung dessen, was der Körper ist, sondern auch eine der Art, wie er sich Raum schafft oder nicht, wie er seinen Ort in den herrschenden kulturellen Koordinaten einnimmt« (ebd.). Subjekte werden in rituellen Praktiken performativer Äußerungen gebildet dadurch, dass sie durch diffuse und mächtige Anrufungen in ein gesellschaftliches Leben »inauguriert« (ebd.) werden. Butler macht deutlich, dass Konstruiertheit nicht bedeuten kann, dass jemand (ein Subjekt) oder etwas (eine Struktur) konstruierend tätig wäre, sondern nur

52 Butler bezeichnet dies als »Matrix mit Ausschlußcharakter«, die sich durch ihr »konstitutives Außen« bildet und aufrechterhält; Es ist das »Verworfen«, das die »nicht lebhaften Bereiche sozialen Lebens markiert und dass zugleich als Grenze auch den Bereich konstituiert, in dem Subjekte existieren können (vgl. 2016: 23).

darauf verweist, dass das Konstruierte sich qua Wiederholung performativer Akte selbst erzeugt.

Darüber hinaus markiert diese Performativität jedoch für Butler gleichermaßen den Moment der möglichen Reformulierung des Subjekts. Zunächst ist daran zu erinnern, dass auch Sprechakte körperliche Handlungen sind, und »daß sich die Wirkungskraft der performativen Äußerung nie ganz von der körperlichen Kraft trennen lässt« (ebd.: 221). Sie schließt sich zwar Bourdieus Habituskonzept an, um zu erklären, wie Normen qua Habitus verkörpert werden, kritisiert jedoch, dass Bourdieu nicht mitbedenke, »wie das, was am Sprechen körperlich ist, eben den Normen, die es regulieren, widersteht und sie durcheinander bringt« (ebd.: 222), wie er auch die Performativität des Habitus nicht mitbedenke. So rekurriert sie auf Derridas Auslegung der Kraft performativer Äußerungen, um »Performativität in Verbindung mit Transformation zu denken, mit dem Bruch mit früheren Kontexten, der Möglichkeit, Kontexte zu inaugurieren, die erst noch wirklich werden müssen« (ebd.: 236).

Mit diesen Anschlüssen an performativitätstheoretische Überlegungen Butlers ist ein weiterer Aspekt des Körperlichen in Praktiken benannt – die Instabilität der Materialisierungsprozesse im Rahmen performativer Zitationspraktiken. Dies markiert ein zentrales Moment für die Analysen des empirischen Materials: »Man kann sich also nicht außerhalb der Sprache begeben, um Materialität an sich und von selbst zu begreifen; vielmehr vollzieht sich jedes Bemühen, auf Materialität Bezug zu nehmen, über einen signifikatorischen Prozeß, der in seiner Phänomenalität stets schon materiell ist« (2019b: 104). Auf diese chiasmatische Beziehung von Sprache und Materialität werde ich im Weiteren noch zurückkommen, insbesondere um die materialisierende Spannung zwischen dem Körper als Phantasma seiner unterschiedlichen theoretischen Konzeptionierungen und seiner somatischen Existenz aufzugreifen. Letztere verstehe ich im Rahmen dieser Arbeit als einen materiell-diskursiven Knotenpunkt, der sedimentierte Geschichte ist und sich zugleich (auch) zu entziehen, aufzudrängen oder zur Wehr zu setzen vermag – in jedem Fall jedoch als sich verändernde Existenz in Grenz-Verhandlungen in Erscheinung tritt und auch erlebt wird.⁵³

III. Michel Foucault

Während Butler das Subjekt als Effekt von sprachlichen Bezeichnungspraxen denkt, spricht Foucault von Diskursen als »Praktiken [...], die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses *mehr* macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache« (Foucault AdW 2016: 525, Herv.i.O.)⁵⁴. Die dadurch in die Existenz gebrachten Gegenstände sind mit Foucault »ein Bündel von

53 Dies wird vor allem in späteren Überlegungen relevant, auf die in den folgenden Kapiteln vertiefend eingegangen wird. Dennoch lässt sich auch in Butlers frühen Schriften bereits die Relevanz des Körpers nachvollziehen. Dort beschreibt sie das Verworfenen der Subjektivierung als »Spur [...], die sich in den Körper einschreibt« (2019a: 190ff.).

54 Ich zitiere hier aus einem Sammelband, der verschiedene Schriften Foucaults bündelt. Um diese zu unterscheiden, werden stets die Anfangsbuchstaben der Titel in die Zitation aufgenommen. AdW steht für Archäologie des Wissens.

Beziehungen« (ebd.: 521). Dies verweist auf die Relationalität, durch die Gegenstände konstituiert sind. Darüber hinaus charakterisieren die Beziehungen den Diskurs als MachtWissen-Praxis, insofern diese eine produktive Kraft hat ›Wahrheit‹ zu erzeugen bzw. die Grenzen des ›In-der-Wahrheit-liegenden‹ zu bestimmen.

Foucaults Beitrag für diese Untersuchung spiegelt sich nicht nur seinen archäologischen Arbeiten, die Episteme als historische konstituierende Bedingungen (und Ergebnis) diskursiver Praktiken ausleuchten, sondern auch in seiner genealogischen Freilegung des Subjekts als Institution bzw. Erfindung eines bestimmten Diskurses. Sein Interesse ist es, »eine Geschichte der verschiedenen Verfahren zu entwerfen, durch die in unserer Kultur Menschen zu Subjekten gemacht werden« (1999: 161). Foucaults Arbeiten zeichnen sich entsprechend aus durch »die Relativierung der Gegenwart durch ihre historische Kontextualisierung und Erläuterung aus spezifischen Entstehungskontexten [und ist] eine Kritik an den gegenwärtig geltenden und nur vermeintlich alternativen epistemischen, sozialen und ethischen Normen« (Honneth/Saar 2016: 1679).

In »Überwachen und Strafen« beschreibt er die Bildung des Körpers als »Mikrophysik der Macht, die von den Apparaten und Institutionen eingesetzt wird; ihre Wirksamkeit liegt aber sozusagen *zwischen* diesen großen Funktionseinheiten und den Körpern mit ihrer Materialität und ihren Kräften« (2016 ÜnS: 729, Herv. LS). Dieses Zwischen ist bezeichnend für Foucault Analysen, indem er postuliert,

»daß die Macht Wissen hervorbringt (und nicht nur fördert, anwendet, ausnutzt); daß Macht und Wissen einander unmittelbar einschließen; daß es keine Machtbeziehung gibt, ohne daß sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert. Diese Macht/Wissens-Beziehungen sind darum nicht von einem Erkenntnissubjekt aus zu analysieren, das gegenüber dem Machtsystem frei oder unfrei ist. Vielmehr ist in Betracht zu ziehen, daß das erkennende Subjekt, das zu erkennende Objekt und die Erkenntnisweisen jeweils Effekte jener fundamentalen Macht/Wissens-Komplexe und ihrer historischen Transformation bilden. [...] [D]ie Formen und Bereiche der Erkenntnis werden vom Komplex Macht/Wissen, von den ihn durchdringenden und konstituierenden Prozessen und Kämpfen bestimmt« (ebd.: 730).

Hier werden Subjekt, Objekt, Erkenntnisweisen und Machtsysteme in Relation zueinander gesetzt, was für diese Arbeit an anderen Stellen bereits als Voraussetzung markiert wurde. Zudem ist der Begriff des ›Komplex‹ auch spannend mit Blick auf die Performativitätstheorie Butlers, die ihrerseits in Bezug auf vergeschlechtlichende Praktiken von einer heterosexuellen *Matrix* spricht (vgl. 2019a). Darüber hinaus beruft sich Butler direkt auf Foucault, wenn sie Macht als das beschreibt, was »das ›Subjekt‹ der Subjektivierung gleichzeitig bildet und reguliert« (Butler 2019b: 61). Und weiter: »Der Körper ist in diesem Kontext keine unabhängige Materialität, die von ihr äußerlichen Machtbeziehung belehnt wird, sondern er ist dasjenige, für das Materialisierung und Belehnung deckungsgleich sind« (ebd.) – Letzteres verweist damit auf die historische situierte und sedimentierte Materialisierung von Körpern, die Effekt der formativen und konstituierenden Wirkung der Macht sind.

In seinen späteren Werken widmete sich Foucault den Praktiken, in denen Menschen sich selbst in Subjekte ›verwandeln‹; insofern stellt Foucault heraus: »Denn wenn das menschliche Subjekt innerhalb von Produktions- und Sinnverhältnissen

steht, dann steht es zugleich auch in sehr komplexen Machtverhältnissen« (1999: 162). Letztere nimmt er durch die Analyse der Widerstandsformen in den Blick, die »Machtverhältnisse ans Licht bringt, ihre Positionen ausmacht und ihre Ansatzpunkte und Verfahrensweisen herausbekommt« (ebd.). Den verschiedenen Formen des Widerstands gemeinsam ist ihr Ziel eine spezifische Form von Macht zu bekämpfen, die alltäglich und »unmittelbar« spürbar wird: Es ist die Macht Individuen in Kategorien einzuteilen, die Individualität »aufprägt« und an Identitäten »fesselt« (ebd.: 166). Diese Form der Macht bildet aus Menschen Subjekten, so Foucault. Sein begriffliches Verständnis von Subjekten prägt bis heute Subjektivierungstheorien, vor allem die Verschränkung zweier Aspekte: Subjektivierung als Unterwerfung »vermittels Kontrolle und Abhängigkeit« einerseits, und Subjektivierung als Verhaftung an Identitäten »durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis« (vgl. ebd.) – Subjektivierungsprozesse stehen dabei immer in Relation zu Macht/Wissen-Verhältnissen. Dabei betont Foucault stets die Dimension der Körperlichkeit: Körper sind »eine Art materielles Archiv der Geschichte« (Reckwitz 2017: 127). Als Heuristik kann der Begriff der Subjektivierung⁵⁵ entsprechend »die kulturell-diskursiven Subjektordnungen und ihre performative Verarbeitung in den Praktiken mit ›ihren‹ einzelnen Körpern [aufeinander beziehen]« (ebd.: 128) – somit können Körperdiskurse zum Gegenstand der Untersuchung werden, gleichermaßen jedoch auch, wie in sozialen Praktiken »Subjektkörper« (ebd.: 129) alltäglich produziert und reproduziert werden. Körperlichkeit kann entsprechend im Anschluss an Subjektivierungstheorien (nicht nur von Foucault) in Praktiken untersucht werden, die soziale Praktiken und Subjektordnungen analytisch aufeinander beziehen können und damit die Historizität wie auch die Performativität von Körperlichkeit in den Blick zu bringen – die jedoch stets leiblich erfahren wird.

2.3.5 Zwischenfazit: Blickwechsel

»Im Zeigen zeigt sich etwas oder jemand *als* etwas. Dem Zeigen steht so das Sich-Zeigen von etwas ebenbürtig zur Seite, verstanden als Sichtbar-Werden eines Anderen oder einer Sache, der, die oder das mich anspricht und auf den, die oder das ich antworte.«

(Brinkmann 2015: 541)

Wenngleich lange Zeit die Trägheit (Hysteresis) des Habitus als reproduzierende Kraft gesellschaftlicher (Herrschafts-)Verhältnisse betont wurde, ist innerhalb der neueren praxistheoretischen Auseinandersetzung durch Bezüge auf u.a. Performativitätstheorien und Theorien der Subjektivierung, die Befragung gesellschaftlicher Transformationsprozesse auf ihre Bedingungen hin wahrzunehmen (Vgl. Schäfer 2013; 2016c). Die sozial- und machttheoretische Fundierung, die in Bourdieus Konzeptionen zum Ausdruck kommt, findet in Michel Foucaults Diskursbegriff ebenso seine Zuspitzung, indem Diskurse Wissen/Macht-Komplexe bilden, die in genealogischer Arbeit auf ihre

55 Dies findet nähere Ausführung ab S. 180.

(subjektivierenden) Wirkungen hin untersucht werden können (vgl. 2016 OdD). Judith Butlers Performativitätstheorie verstärkte in ihrer kritischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen der (Zwei-)Geschlechtlichkeit (1991) darüber hinaus die Aspekte der Körperlichkeit und Materialität (die sie als Materialisierung denkt).

In der empirischen Annäherung an das Feld, konturieren sich beobachtete Phänomene durch den praxistheoretischen Blickwinkel einerseits über ihre Wiederholbarkeit, Körperlichkeit bzw. Materialität, Performativität und Einbettung aus (vgl. Bedorf/Gerlek 2019 b) – andererseits gilt es die Körperlichkeit als Medium und Ko-Akteur sozialer Praktiken genauer zu betrachten. Bedorf und Gerlek heben »das Moment der Unberechenbarkeit« hervor, welches »nur und mindestens vermittelt der Materialität des Körpers (Butler, Foucault) oder der Performativität (Butler), Flexibilität (Foucault) bzw. Dialektik (Bourdieu, Merleau-Ponty) des Leibes« (ebd.: 403) sichtbar, erfahrbar und thematisierbar werde. Die analytische Differenzierung von Leib und Körper, die Vollzüge in ihren Erfahrungsmodi aufzuschließen vermag, bindet die »Erste-Person-Perspektive« (ebd.) notwendig ein als Teil der Vollzugswirklichkeiten sozialer Praktiken. Der Erwerb von Gewohnheiten, die subjektivierenden Bildungsprozesse, aber auch transformative Momente der Offenheit oder Verschiebung von Praktiken, werden damit immer (nur) in Bezug auf eine »leib-körperlich zu vollziehende Einverleibung oder Performanz« (ebd.) denkbar.

Alle genannten Figuren – Foucault, Bourdieu und Butler – binden ihre Theorien zudem zurück an Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die in alltäglichen Praktiken zur Aufführung kommen bzw. soziale Praxis konstituieren. In ihren Ausführungen grenzen sie alle sich zwar immer wieder von phänomenologischem Denken ab, andererseits lassen sich in ihren Ausführungen auch Bezüge auf eben dieses Denken nachvollziehen (vgl. Bourdieu 2001; Butler 2016, 2019b; Foucault 1974; Unterthurner 2007). In diesem kritischen Dialog mit dem Feld der Phänomenologie sind gerade mit Blick auf Erfahrung, das subjektive Erleben, Momente des körperlichen Eigensinns und der kollektiven Verflochtenheit aufschlussreiche Denkangebote entstanden (vgl. exemplarisch Jäger 2004; Landweer/Marcinski 2016a; Gugutzer 2012, Abraham/Müller 2010). Diesen Aspekt möchte ich im Weiteren im Rekurs auf phänomenologische Leib-Körper-Konzepte diskutieren bzw. den praxistheoretischen Zugang dieser Arbeit methodologisch leibtheoretisch fundieren, maßgeblich in Bezug auf Merleau-Ponty und seine Rezeption.⁵⁶

Im Rahmen des Forschungsprozesses und seiner Übersetzung in diesen Text war es notwendig im ersten Teil dieser Arbeit das erkenntnistheoretische Gelände und meine (Voraus-)Setzungen zu explizieren, um im Folgenden methodologische Entscheidungen darzustellen und die soeben dargestellten Zugänge zu verschränken, die in ihrer historischen Kontextualisierung verbindende Bezugstheorien und sozialtheoretische Set-

56 Ich argumentiere in diesem Kapitel ausgehend von methodologischen Entscheidungen auf eine phänomenologische bzw. leibtheoretische Erweiterung hin. Einen anderen Weg wählt Brinkmann (2019a), der die Zusammenführung verschiedener methodologisch-methodischer Zugänge ausgehend von einer leibtheoretischen Setzung als Postphänomenologie bezeichnet. Statt diese Setzung voranzustellen, war die Entwicklung dieses Methodologie-Kapitels jedoch Teil des zirkulär-iterativen Forschungsprozesses, in dem sich erst im Verlauf des Prozesses die analytische Relevanz dieser Differenzierung herausgebildet hat. Im Folgenden werde ich diese Position als Scharnierstelle verdeutlichen.

zungen aufweisen.⁵⁷ Das Verschränken ist ein zentrales Moment dieser Arbeit, welches auf die Prozesshaftigkeit und Zirkularität der Arbeit verweist – im Forschen, im Analysieren, im theoretisierenden Be-Schreiben. Jeder dieser Aspekte ist selbst in kulturelle Praktiken des Forschens eingebettet. Mit Blick auf den Forschungsgegenstand werden vor allem die Momente der LeibKörperlichkeit und der Responsivität relevant, anhand derer subjektiver und sozialer Sinn erschlossen werden (vgl. Brinkmann 2015) – die zwei Modelle verweisen auf die beobachtbare, öffentliche Dimension sozialer Praxis aus einer phänomenologischen Perspektive – in ihrer Relationalität und Materialität und werden im Weiteren noch ausführlicher diskutiert.

In phänomenologischer Einstellung besteht damit eine unhintergehbare Verwiesenheit auf die subjektive Erfahrung der Forschenden im Sinne eine beobachtenden Teilhabe oder teilnehmenden Erfahrung, welche »sich primär auf die leiblich-passiven Antworten, auf Andere und Anderes in ihrer welthaften Gegebenheit der intentionalen Wahrnehmung« (Brinkmann 2015: 531) bezieht.⁵⁸ Wahrnehmung als Antwortgeschehen zu fassen heißt damit, in einer Doppelbewegung »die Medialität, Materialität und Performativität des Zeigens« (vgl. ebd.) sowohl auf die Verstrickung der Forschenden – teilnehmend, sich-erinnernd, leiblich-affiziert, körperlich-verstehend – mit ihrem »sich-zeigenden« Gegenstand zu beziehen, als auch diese dreifache Dynamik in der analytischen Auseinandersetzung mit den Daten anzulegen – und damit auch die Auseinandersetzung als machtförmige, situierte Praxis auszuweisen. Methodologisch reflektiert wird dies, wie oben bereits ausgeführt insbesondere in der Ethnographie, in der ethnographische Beschreibungen eine performative Zeigefunktion haben: Sie sollen eine Nachvollziehbarkeit theoretischer Interpretationen garantieren, aber auch »die Möglichkeit des sekundären Mitvollzugs einer Erfahrung und einer Praxis eröffnen« (Amann/Hirschauer 1997: 35). In der textuellen Verdichtung werden Protokollnotizen, Sinneseindrücke, situative Assoziationen und weitere Datenmaterialien komponiert; damit werden Daten wie auch leibliche »Spuren« des Erlebten zu einer (Re-)Konstruktion verdichtet. Dieser Konstruktionsprozess stellt eine oszillierende Bewegung dar, in der sich theoretische Perspektiven und empirische Phänomene wechselseitig als »Denkwerkzeuge« (vgl. ebd.: 37) irritieren, konturieren und konstruieren.⁵⁹

Vor dem Hintergrund dieser Betonung der Zirkularität aus phänomenologischer Perspektive, gilt es nun die begrifflich noch offene Stelle des Leibes zu füllen, um die hier eingebrachten phänomenologischen Denkangebote zu verdeutlichen und im empirischen Teil der Arbeit weiter auszudifferenzieren.

57 So beispielsweise in ihrer Referenzierung pragmatistischer Theoretiker vgl. Bryant 2009; Volbers 2015; insbesondere der Sammelband von Dietz et al. (2017) bietet eine differenzierte Diskussion der Verbindungen von »Pragmatismus und Theorien sozialer Praktiken«.

58 Dies ist unter Berücksichtigung methodologischer Diskussionen in der Ethnographie nicht neu; Dort wird »Reaktivität [...] als] der modus vivendi der Forschung« (Amann/Hirschauer 1997: 17) benannt, in dem die Forschenden *teilnehmend* in sozialen Feldern beobachten und Erfahrungen machen. Zum Begriff der Passivität in der Phänomenologie vgl. Alloa 2016.

59 So führt Brinkmann aus: »Mit dem Blickwechsel auf die gleichermaßen sinn-bildenden und sinn-gebenden Momente im Zeigen erst können die nicht-intentionalen, die materialen und die stimmungsmäßigen Momente erfassbar werden, können im Zeigen auch die Antworten auf die Dinge [...], die sich zeigen und die uns ansprechen, thematisch werden« (2015: 541).